

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **34 (1952)**

Heft 15

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstrasse 89, Zürich 1, Telefon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Telefon 22552, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland, Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Claffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Abonnementpreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50, Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.-, Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhofskiosken. Abonnement-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Der Heiland

Immer wieder wird er Mensch geboren
Spricht zu frommen, spricht zu tauben Ohren,
Kommt uns nah und geht uns neu verloren.

Immer wieder muss er einsam ragen,
Aller Brüder Not und Sehnsucht tragen,
Immer wird er neu ans Kreuz geschlagen.

Immer wieder will sich Gott verkünden
Will das Himmlische ins Tal der Sünden
Will ins Fleisch der Geist, der Erwe mund.

Immer wieder, auch in diesen Tagen,
Ist der Heiland unterwegs, zu segnen,
Unsren Aengsten, Tränen, Fragen, Klagen
Mit dem stillen Blicke zu begegnen,
Den wir doch nicht zu erwidern wagen,
Weil nur Kinderaugen ihn ertragen.

Hermann Hesse

Karfreitag

El. St. Bevor die Osterglocken die Auferstehung
des Heilands, den Sieg des Lebens über den Tod
verkünden, geht die gläubige Christenheit durch
das Dunkel der Leidensstage, das Grauen von Golgatha,
das scheinbare Ende aller Hoffnung, durch das
Sterben Christi hindurch.

Früher war es auch in der Protestantischen
Evangelischen Kirche Sitte, die Passionszeit in möglicher
Stille und Besinnung zubringen. Heute merken wir
davon nicht mehr viel. Sport und Feste aller Art
gehen in der gewohntem Tempo weiter, die Be-
rörden legen eine Abstimmung die die andere in
diese Wochen; mit all ihrer Unruhe, ihrem oft un-
schönen und nichts weniger als brüderlich-fried-
lichem Wesen gehören sie sicher nicht in diese Zeit.
Aber eben — der moderne Mensch kann nicht mehr
zu Ruhe und Besinnung kommen, und es ist, als ob
alle Mächte der Welt, die bösen und die weniger
bösen, ihn daran verhindern möchten. Es ist begriff-
lich. Denn ein Mensch in der Ruhe und der Stille
kommt wieder einmal zum Denken. Und im moder-
nen Staat und Leben werden denkende Menschen
nicht mehr so besonders geschätzt, weil sie dann
eben oft zu Resultaten kommen, die dem allge-
meinen Tramp unbehaglich werden könnten.

Wie anders war das zu Jesu Zeit — wie gerie-
gung in die Stille, in die ganz grosse, einsame,
wie die Wüste sie ihm bot — um allein zu sein und
Zwiesprache zu halten mit seinem Gott und Vater,
damit er wieder Klarheit fände für den grossen,
schweren Kampfesweg, den er zu gehen hatte. Uns
heutigen Menschen ist der Wunsch danach verloren
gegangen — denn, wenn wir den Wunsch nach Ein-
samkeit mit uns selber, nach Zweisamkeit mit Gott
überhaupt noch in uns hätten, dann fänden wir auch
die Möglichkeit dazu. Aber in uns, um uns, ist
nichts als Unruhe, Zersplitterung, Oberflächlich-
keit und darum graut uns vor der Stille, dem Al-
leinsein mit uns selber, und wir flüchten uns in
dieses rastlose Tätigkeits- und Tüchtigkeitsfieber
mit dem wir glauben unser Sehnen nach Stille und
Erlösung aus der sinnlosen Unruhe betäuben zu
können.

Am Karfreitag, diesem stillsten, ersten Fest
der Christenheit sollten wir uns doch wieder einmal
auf das besinnen, was ja eigentlich allein dem Le-
ben Wert und Inhalt geben kann. Die heutige un-
sichere, mit schwersten Problemen beladene Zeit
erfordert ganze Menschen, nicht nur intelligente,

und christumsässig tüchtige, sondern vor allem cha-
rakterlich hochstehende und zuverlässige. Und wo,
und an wem könnten wir besser den Masstab erhalten,
für das, was wirklich gilt, was bleibend wert,
bleibende Wirkung haben wird im Leben und im
Tod, als dort auf Golgatha, wo Liebe, Hingabe, Auf-
opferung und Treue bis zum Tode ausgeharrt hat

Auferstehung und Leben

Auf dem ganzen Passionswege, selbst in den
Stunden höchster Qual und schmachvollster Er-
niedrigung hat Christus alles ins Riesenmass und
Uebermenschliche emporgetragen: Seine Treue,
seine Standhaftigkeit und seine Liebe. Gerade da-
durch hat er seinen Werke die Krone des Sieges
aufgesetzt und einen Erfolg errungen, wie er in
der ganzen Geschichte des Abendlandes einzig da-
steht. «Er war gehorsam bis zum Tode, ja, zum
Tode am Kreuze. Darum hat Gott ihn auch erhöht
und ihm einen Namen gegeben, der höher ist als
alle anderen Namen.»

Dieser Gehorsam Christi besteht nicht bloss dar-
in, dass er in den Tod gegangen ist — das haben
auch die Märtyrer getan — sondern vielmehr dar-
in, dass er allen Angriffen einer göttfeindlichen
Welt und all ihren Mitteln der Verstellung, Lüge,
Roheit und Gewalt gegenüber sich ganz den himm-
lischen Mächten der Wahrheit, Treue und Liebe
in die Hand gab und nur aus ihnen heraus handelte.
Die Hoheit und Würde seines Benehmens und die
Unerschütterlichkeit seiner Treue gegen Gott —
das hat ihm zum Siege verholfen und ihn zur Macht
der Auferstehung und des Lebens werden lassen.

Man hat zu allen Zeiten den Versuch gemacht,
Christus ins Grab zu legen. Bald suchte man ihn
unter einem Berg von Satzungen und kirchlichen
Zeremonien zu beerdigen, bald legte man ihn in
das Grab einer starren Rechtgläubigkeit oder in
die tödlichen Fesseln festformulierter Glaubens-
bekenntnisse; oder man deckte ihn mit dem Schutt
einer abstrakten Theologie zu. Staatsmänner und
Politiker behaupteten, dass man in der Politik sich
nicht an Christus halten könne.

Trotz aller Totengräber ist aber Christus immer
wieder auferstanden. Noch heute wird er von Mil-
lionen verehrt. Wir beten zu ihm und erfahren,
dass er uns beisteht und eine uns segnende und
beschützende Kraft ist. Es sind im Laufe der Jahr-
hunderte hochbedeutende Männer auf der Welt-
bühne aufgetreten: Staatsmänner, Gelehrte, Denker,
Dichter. Aber ihr Leben ist erloschen. Da und
dort studiert einer noch ihre Werke und freut sich
über den Reichtum und die Originalität ihrer Ge-
danken. Trotzdem stehen diese grossen Geister
nicht mehr in wirklich lebendiger Verbindung mit
den Menschen. Christus aber befindet sich noch
heute im Mittelpunkt unseres Lebens. Er hat
einen Sieg über jene Mächte errungen, die uns
heute wieder knechten und vernichten wollen:
Hölle und Tod.

Ist das aber auch wahr? Sind denn nicht in und
mit Christus die selbstlosen und göttlichen Mächte
dem Ansturm der göttfeindlichen Gewalten er-
legen? Sind sie das nicht gerade deshalb, weil Christ-
us im Kampfe für Gottes Sache sich nur den
himmlichen Mächten anvertraut hat? Darauf ist
zu antworten: Nur Kurzsichtigkeit kann im
Kreuzestod Jesu eine Niederlage sehen. In Wirklichkeit ist Christus der Sieger
gewesen, weil er der oberen Welt bis zum letzten
Atemzuge gehorsam geblieben ist.

bis zum letzten. Wir dürfen nicht alles von Gott,
den Mitmenschen, dem Schicksal erwarten. Wir
müssen selber die Gebenden werden, die Zuverläs-
sigen, Treuen, Starken, damit es in der Welt anders
werden kann. Ragaz sagt das in wenigen Worten:
«Wir warten scheinbar vergeblich auf Gott, aber
Gott wartet in der Tat vergeblich auf uns.»

Auferstehung und Leben

Wer im Kampfe für Gottes Sache sich nur auf
die göttlichen Mächte der Wahrheit, Treue, Selbst-
losigkeit verlässt, wer nicht zu den Mitteln der
Lüge, Täuschung und brutalen Gewalt greift, der
wird immer zu nächst unterliegen, denn die
göttfeindlichen Mächte besitzen anfangs immer die
Ueberlegenheit und werfen jeden zu Boden, der
sich mit nur reinen Mitteln zur Wehr setzt. Aber
diese anfängliche Niederlage verwandelt sich mit
der Zeit in unfehlbar in das Gegenteil und wird
schliesslich zu einer siegreichen und herrlichen
Auferstehung und zwar um so sicherer, je
reiner unsere Kampfmittel waren.

Gewiss kann man auch mit roher Gewalt Siege
über das Böse erringen. Aber man fordert dadurch
immer den rächenden Gegenschlag heraus. Dadurch
kommt es, statt zu einer Auferstehung Christi, zu
einem Erwaschen und Aktivwerden aller göttfeind-
lichen Gewalten. Christus war in der Ablehnung
aller bösen Mittel so konsequent, dass er sie auch
in jener Stunde zurückwies, als sie ihn vor Qual
und Tod retten wollten. Dadurch ging er äusser-
lich unter in einem schmerz- und schmachvollen
Tod am Kreuze. Aber die eiserne Konsequenz, mit
der er den guten Mächten treu blieb, verwandelte
sein Kreuz in eine Stätte des Triumphes und Sie-
ges, so dass das Johannes-Evangelium ihn mit

Passionszeit und Ostern in Jerusalem

F. K. Die Passionszeit und Ostern in Jerusalem zu
feiern, bedeutet für jedermann ein besonderes
Erleben, dieser leidenschaftlich-bewegten Oster-
feier beizuwohnen, zu welcher Tausende von Wall-
fahrern, aus vielen Ländern, nach der hochgebau-
ten Stadt Jerusalem pilgern. Wohl in kaum einer
anderen Stadt der Welt tritt das religiöse Leben
von verschiedenen Religionen zur Osterzeit so
stark in Erscheinung wie in Jerusalem; wo
«Ostern», das Fest der Christen, das «Passah-Fest»
der Juden und das «Nebi-Musa-Fest» der Moham-
medaner in einem kurzen Zeitraum zusammenfällt.

Es ist überragend zu sehen, wie von den ara-
bischen Dörfern und Städten, Hebron, der Jordan-
ebene, Syrien, Aegypten usw. Volksmassen, ihre
Fahnen vor sich her tragend, nach Jerusalem, dem
Tempelplatz, der Omarmoschee, ziehen, dort beten
und nach Weihung ihrer mit Koransprüchen ver-
sehenen Fahnen in einem langen Zug den Weg zu
Fuss nach Jericho einschlagen, um kurz vor dem
Toten Meer rechts nach dem Grabe Moses (Nebi
Musa) einzubiegen, dort acht Tage im Freien kam-
piren und gemeinschaftlich unter freiem Himmel
ihre Gebete verrichten und die Freizeit durch Be-
lustigungen und Schwertertänze ausfüllen.

So, wie in alten Zeiten, treffen sich auch heute
die Juden zum Passah-Fest in Jerusalem; durch
die Strassen sieht man in langen, schwarzen Kaf-
tans, das Haupt mit dem Strämel bedeckt, die

Recht sprechen lässt: «Ich bin die Auferstehung
und das Leben.»

Wäre Christus im Kampfe gegen Roheit, Gemein-
heit, Gewalt selber roh, gemein und gewalttätig
geworden, so hätte er gerade diejenigen Mächte
zu Hilfe gerufen, gegen die er kämpfte. Er hätte
dadurch nur deren Unentbehrlichkeit anerkannt.
Wie hätte er so über sie siegen und die Macht der
Auferstehung werden können?

Wo nur immer die Mächte der Hölle und des
Todes bezwungen werden sollen, darf man keine
ungöttlichen und schlechten Mittel im Kampfe
gegen sie anwenden. Ob der Zweck das Mittel heiligt,
ist eine schwere, ethische Frage. Dass man aber
durch schlechte Mittel niemals wahre und bleibende
Erfolge erobern kann, das ist überhaupt keine
Frage. Das Gute und Wahre bedarf zu seinem
Schutze solcher Mittel nicht. Es trägt, weil es gött-
licher Art ist, die Kraft des Sieges in sich selbst.
Mag es auch durch Gewalt eine Zeitlang am Durch-
bruch verhindert worden sein; wenn die Zeit da
ist, so bricht es mit um so grösserer Wucht und
Kraft hervor, je länger es gewaltsam niedergehal-
ten worden ist. Gottes Reich gleicht dem Wasser
einer Quelle, deren Ausfluss verstopft ist. Je mehr
Widerstand das Wasser auf seinem Wege bis an
die Oberfläche des Erdbodens überwinden muss,
um so unüberwindlicher wird die Kraft, mit der
es seinen Ausfluss erzwingt und um so unüber-
windbarer behauptet es ihn nachher.

Welch harten Widerstand hat Christus überwin-
den müssen! Je härter aber sein Passionsweg wurde,
um so entschlossener und unwandelbarer wurde
seine Hingabe an die höchsten geistigen
Mächte und um so grösser auch seine weltüberwin-
dende Kraft. Er hat auf diesem Wege dem Reiche
Gottes auf Jahrtausende hinaus Stageskraft verlie-
hen und ist selber zur Macht der Auferstehung und
des Lebens geworden. H. Sp.

Gläubigen zum Gebet nach den Synagogen ellen.
Ihr Hauptgebetsplatz war die Klagemauer, welche
zurzeit im arabischen Teil liegt und von wo
aus sie den Blick über die Altstadt nach dem
Tempelplatz haben, wo einstens ihr herrlicher
Tempel stand. Christen des Landes, Pilger und
Touristen aus allen Ländern finden sich zu
Ostern in Jerusalem ein. Am Karfreitag wird von
Gethsemane aus eine feierliche Prozession von den
Franziskanern dem Leidensweg nach zu der Grabs-
kirche und Golgatha geführt. Diesem Zug schlies-
sen sich alle religiösen Orden, die in Jerusalem
vertreten sind, an, wie: Dominikaner, Benediktiner,
Soeurs de Charité, Josefsschwesteren, Soeurs de
Sion, Borromäer-Schwesteren usw. sowie viele ara-
bische Christen und Gläubige aus verschiedenen
Ländern. An jeder Station des Leidensweges (Via
Dolorosa) wird Halt gemacht; alle knien an diesen
Leidensstellen auf der Strasse nieder und beten.
Dieser Prozession, die sich durch die engen, stein-
geplastersten Gassen bewegt, wird von der einhei-
mischen Bevölkerung ehrfurchtsvoll Platz gemacht
und endet auf dem Vorhof der Grabskirche, wo
sie von einer Menschenmenge empfangen wird, die
sich hier dem Zuge anschliesst, bis derselbe durch
das grosse Portal der Grabskirche Einzug hält.
Auf schmalen, steilen, ausgetretenen Stein-
stufen führt sie ihr Weg nach Golgatha hinauf; ein
nicht allzu grosser, niedriger Raum, von kleinen flackern-

Angelika Kaufmann

Ein Künstlerroman aus dem XVIII. Jahrhundert
Von Hilde Passow-Kernen

II

In Rom bezog das Paar die Wohnung des verstor-
benen Anton Raffael Mengs. Ein hochherrschafliches
Haus mit hell belichteten, geräumigen Ateliers in
der Via Sistina, dicht neben der Kirche Santa
Trinita del Monti sollte ihnen nun zum endgültigen
Wohnsitz werden. Das Haus war zwar etwas ver-
wahrlost und bedurfte der Renovation. Bis diese
Arbeiten vollendet sein würden, begab sich das
Künstlerpaar neuerdings auf die Reise. In Neapel
lagerten noch eine Menge Gepäckstücke und Möbel,
die sie von London direkt dorthin verfrachtet hat-
ten.

Kaum hatte Angelika in Neapel vorübergehend
ein bescheidenes Atelier gemietet, meldete sich die
Königin Maria Carolina zu Besuch. Die Königin,
eine Tochter Maria Theresias und Gemahlin Ferdin-
and IV., war als kunstliebende Frau bekannt. Die
Regentin zeichnete und malte selbst leidlich und
war von Angelikas Malerei so entzückt, dass sie ihr
sogar den Auftrag zu einem Gruppenbild der
königlichen Familie erteilte. Ausserdem machte ihr
die Königin den Vorschlag, sich dauernd in Neapel
niederzulassen, wo sie und ihr Gatte Aufträge in
Hülle und Fülle erhalten würden. Am liebsten hätte
sich Angelika sogleich als Hofmalerin verpflichtet.
Das schwallöndende Entgegenkommen der Königin
konnte sie dennoch nicht dazu bewegen, ihren Plan

man wieder zu ändern. Das Ehepaar Zuechi-Kauf-
mann schenkte sich nach einem dauernden, festen
Wohnsitz und war entschlossen, in Rom zu bleiben.

Die Königin Maria Carolina schenkte dem Hof-
zeremoniell wenig Bedeutung. Sie verabscheute jene
überflüssigen Aufwand und verbot ihren Hof-
damen, geschminkt zu erscheinen. Sie schrieb ein-
fache, gediegene Kleidung vor. Ihre fast puritanische
Einfachheit machte sie im Volk beliebt. Sie ver-
teilte oft Brot und Geld. Die Mahlzeit der könig-
lichen Familie entsprach nicht der Sitte einer Hof-
familie. Nachdem die Königin ihren Pflichten als Regen-
tin nachgekommen war, zu denen die Sitzungen im
Staatsrat und die Erledigung ihrer umfangreichen
diplomatischen Korrespondenz gehörten, zog sie
sich gerne in ihre Privatgemächer zurück, um mit
ihren drei Söhnen und vier Töchtern die frohesten
Stunden zu verleben.

Im Gespräch zwischen der Königin Carolina und
der Malerin Angelika herrschte ein so herzlich of-
fener Ton, dass nicht selten auch ganz familiäre
Themen berührt wurden. Dies war besonders bei
ihrem zweiten Besuch in Neapel der Fall. Bei dieser
Gelegenheit wurde Angelika dem Kaiser Joseph II.
vorgestellt, der nach dem Tode Maria Theresias
die Regierung in Oesterreich übernommen hatte und
Angelika als Tochter eines Bregenzerwälders freund-
lich gesinnt war. Der Kaiser fand grosses Gefallen
an dem Gruppenbild mit seiner Schwester und be-
stellte gleich zwei Gemälde für seine Galerie in
Wien. Angelika versprach, den Auftrag auszufüh-
ren, sobald sie das angefangene Bild für die Kaiserin
Katharina von Russland vollendet hatte. Während
ihres zweiten Besuches in Neapel wohnte die
Malerin im Palazzo Francovilla. Ausser der täg-

lichen Malstunde, der jedesmal auch die Königin
beizuwohnte, durfte Angelika die Zeit nach ihren
Wünschen einteilen.

Es ging auf Weihnachten, wo die Hirten aus den
Bergdörfern herbeikamen und ihren Schalmeln
seltsame Melodien entlockten. Mitten durch die
Stadt trieben Ziegenherden. Das Volk labte sich
an der frisch gemolkenen Milch. Vor manchen
Häusern lagerten oft ganze Familien, sich unge-
achtet waschend und kändend. Auf Plätzen station-
ierten Barbier, Schuhmacher, Kessel- und Geschirr-
flücker. Unterirdische Gerüche drangen aus den
Tavernen im Hafenviertel, wo die Fischer allerhand
wunderliche Muscheltiere und Fische an Land brach-
ten. Wäscherinnen fegten ihre Wäsche am Strand und
liessen sie zum Trocknen quer über die Strassen
flattern. Auf dem Markt herrschte noch mehr Lärm
als in andern Vierteln, eine Bude grenzte eng an
die andere, ein Verkäufer suchte den andern zu
überbieten mit seinen Anpreisungen. Neben dem
Volkstümlichen, das Angelika liebte und stets wieder
mit Freude skizzierte, lauerte viel Armut unter
flüsterbedecktem Prunk und Schein. Malerische Kö-
stlichkeiten, schöne Volkstypen, herausfordernde Blicke
eines vielfach verarmten Adels. Barfüssige, zer-
lumpte Bettler folgten den Fremden auf Schritt und
Tritt. Und kein fremder Besucher Neapels hätte diese
Miserie der Bettler besser kennen können als die
Königin, die, wie ihr Gemahl, die Armut der unter-
sten Klassen zu lindern suchte.

Zweifellos, sagte die Malerin, biete Neapel reich-
liche Anregungen für den Künstler, doch hätte sie
Rom nicht mit dieser Stadt vertauschen mögen. Sie
hatte sich entschlossen, heimzukehren, umso mehr,
als sie sich nach ihrem ruhigen, schönen Heim

sehnte, das ihr Gatte mit viel Geschmack und Ver-
ständnis zu einem wahr Paradies gestaltet hatte.
Die von ihrem Vater hinterlassenen Bilder und hübs-
chen Möbel wurden mit neu hinzugekauften Ein-
richtungsgegenständen kunstvoll und sinnreich in
den Räumen verteilt.

Kaum hatte Angelika ihrem Gatten die baldige
Abreise von Neapel mitgeteilt, als sie am Fieber
erkrankte. Bei ihrem ersten Aufenthalt hatte sie
den Arzt Don Domenico Cirillo kennengelernt, der
sie damals bat, die kleine Marchesina de Scillano
zu porträtieren. Sie hegte grosses Vertrauen zu die-
sem Arzt und liess ihn holen, als das Fieber schon
ziemlich erschreckende Form angenommen hatte.

Nach einigen Tagen trat eine Besserung ein. Bald
machte die Heilung überraschende Fortschritte.
Kaum genesen, porträtierte Angelika ihren Arzt,
dessen Bildnis sich im Museum San Martino in Neapel
befindet. Während der Sitzungen entwickelte sich
eine rege Unterhaltung. Der Doktor zeigte sich
als eine Persönlichkeit von aussergewöhnlicher Bil-
dung und Intelligenz. Als Einundzwanzigjähriger
hatte er bereits die Professur für Botanik an der
Universität in Neapel betruet. Später erweiterte er
seine Kenntnisse durch zahlreiche Reisen in fremde
Länder, um sich insbesondere naturwissenschaftlichen
Studien zu widmen.

Angelika hörte mit regem Interesse seinen Aus-
führungen zu. Es war ein typisches Zeichen ihrer
Eigenart, dass ihr kein Thema zu fremd war. Bei
jeder sich bietenden Gelegenheit suchte sie ihr
Wissen zu bereichern. Ganz besonders interessierte
es sie, als Don Cirillo ihr mit wahrhaft südländischer
Begeisterung von seinen Plänen erzählte, die nicht
nur rein wissenschaftliche Forschungen betrafen,

den Flämmchen der vielen, silbernen und goldenen Oellampen erhellt, haben sie die Kalvarienstätte erreicht. Hier oben auf Golgatha ist der Platz, wo das Kreuz Christi stand. Hier kniet der Patriarch und das Volk zum Gebet nieder, Tausende und Abertausende gingen hier ein und aus und werden noch weiterhin diese Stätte besuchen, alle Nationen, Konfessionen, Freund und Feind begreifen sich hier und beugen ihre Knie vor dieser Stätte. — Es ist der eine und einzige Platz, wo nebeneinander unter einem Dache die Glieder aller Kirchen und Kirchlein knien. Es ist der Anfang von dem, was sein und werden soll, «Eine Herde und ein Hirte». Nach Beendigung der Karfreitag-Prozession herrscht Ruhe und tiefe Stille in der Grabeskirche.

Früh am Ostermorgen ist alt und jung auf den Beinen nach der Grabeskirche; die Nischen in der Kirche sind teils reserviert und teils schon besetzt. Auf dem Vorhof der Grabeskirche steht eine Menschenmenge, Kopf an Kopf gedrängt; selbst die flachen Dächer der umliegenden Gebäude sind besetzt. Alles wartet auf den feierlichen Einzug des Patriarchen, der um zehn Uhr vormittags mit der, in seiner Residenz zusammengestellten Geistlichkeit und dem Diplomatischen Corps durch die Stadt kommend, offiziell seinen Einzug in die Grabeskirche hält. Sobald der Vorposten des Zuges sich zeigt, bildet die Menge Spalier, das der Patriarch durchschreitet und unter mächtigem Klang des Orgelspiels die Grabeskirche mit Gefolge betritt, sich nach links in den grossen Raum begibt, in dessen Mitte ein kleiner Kuppelbau, der das Heilige Grab umschliesst, befindet. Es ist ein kleines Marmortempelchen, das erst im Jahre 1810 errichtet wurde und eine Länge von 7,9 und eine Breite von 5,5 Metern hat. Steinbänke und riesige Leuchter umgeben seinen Vorplatz, durch den man durch ein niedriges Pfortchen in die eigentliche Grabkapelle kommt; 43 Lampen hängen von der Decke herab und bescheinen die marmorne Grabkammer. Hier verweilt der Patriarch eine geraume Zeit, währenddessen die Geistlichkeit Jerusalems, das Diplomatische Corps und das Volk mehrere Male um das Heilige Grab (Grabkapelle) ziehen, geführt von den Chorknaben und Franziskanern, die das «Halleluja» von Händeln mit Orgelbegleitung singen. Eine fere Oesterstimmung ergreift jedermann und überall hört man den Ruf «Christus anastos» (Christus ist auferstanden). Nach-

dem der Patriarch die Ostermesse zelebriert hat, schreitet einer nach dem anderen an das Heilige Grab, das er nach kurzem Gebet mit einer daselbst entzündeten Kerze verlässt, das Feuer weiter gibt, so dass in Kürze dieser ganze Raum ein wogendes Lichtmeer bildet. Die dumpfen Glocken der Grabeskirche haben eingestimmt ein Schauer überreißt einen; es ist Ostern! Das Oestergeläute der Grabeskirche, dem sich die Glocken der vielen, vielen Kirchen und Klöster Jerusalems und Bethlehems anschliessen, wodurch sich ein mächtiges Ergelingen über die Heilige Stadt ergiesst.

Auf dem freien Platz der Grabeskirche feiern die griechisch-katholischen Christen vierzehn Tage später Ostern und nehmen die Fusswaschung in sinnbildlicher Darstellung vor. Auf einem hier im freien Himmel errichteten Podium nimmt der griechisch-katholische Patriarch eigenhändig die Fusswaschung bei zwölf Archimandriten (hohen Geistlichen) vor, rings von vielem Volk umgeben. Im Innern der Grabeskirche, am Samstag vor Ostern, findet der seltsame Brauch des «Heiligen Feuers» statt, an dem unzählige Pilger aus aller Welt teilnehmen. Der Andrang zu diesem «Heiligen Feuer» ist so gross, dass viele Besucher schon Freitagabend die Nacht in der Kirche zubringen, um sich dadurch einen Platz für den kommenden Tag zu sichern. Samstagmittag um ein Uhr ist nun der Höhepunkt erreicht, Kopf an Kopf drängen sich alle näher an die Grabkapelle heran. Die dumpfen Glocken der Grabeskirche setzen ein, im selben Moment schlagen Feuerflammen aus der ovalen Seitenöffnung der Grabkapelle, es ist das «Heilige Feuer». — Jedermann versucht als erster seine Kerze an dieser Flamme zu entzünden, um mit seiner brennenden Kerze als erster auf dem schnellsten Weg nach Bethlehem in die Geburtskirche Christi zu gelangen, um die dort hängenden Oellampen, deren Ewiges Licht nach dem Julianischen Kalender am Karfreitag verlöscht, mit dem Heiligen Feuer für die Dauer eines Jahres wieder neu anzuzünden.

Ueber dem Oelberg steigt ganz leise aus dem feurigen See des Morgenrots über den violettbraunen Bergen strahlend die Osteronne auf, dann gleitet das Auge hinüber nach Osten zu der tiefblauen Wand der Berge Moabits, jenseits des Toten Meeres; überall ist ein Erwaschen, ein Aufstehen, ja selbst die Olivenbäume zeugen Blüten, die Felder sind mit einem farbenreichen Blumentepich geschmückt.

Es ist Ostern — Auferstehung!

Es ist Ostern. Auferstehung.

Auf diesem grünen Hügel unweit der Calvinstadt, inmitten der Wiesen-Feldensamkeit, wo alles ruht, alles schweigt, die ganze Natur eine einmalige Feier ist, spüren wir die Nähe des Auferstandenen. Fühlen wir seine Unsterblichkeit.

Passionsflora

Wenn sich überall in der Natur neues Leben regt und die langen Winternächte überwunden sind, die wärmenden Sonnenstrahlen die Schneedecke hinwegschmelzen und die Keime im Ackerboden, die Knospen an Sträuchern und Bäumen erweichen, dann wagen sich auch die Schneeglöckchen und Primeln hervor und grüssen als erste Vorboten des Frühlings das östliche Land. Die Arbeit auf den Aeckern wird aufgenommen und der Bauer vertraut dem Boden sein kostbares Gut an, so dass eine feierliche Stimmung das Herz des Menschen ergreift, wenn der erste warme Atem des Frühlings über Felder und Wälder weht und Ostern, das Fest der Auferstehung nicht mehr weit ist.

Mitten im Zentrum der Stadt steht dann der alte Mann, der Weidenkätzchen und Osterglocken feilbietet, weil sie meist zur Osterzeit blühen. An verschiedenen Orten sind es auch verschiedene «Osterblumen», so in Ostfriesland Narzissen, in Westfalen Schlüsselblumen, im st-gallischen Hainanemone und im Elsass sogenannte Küchenschellen. Neben diesen «Oster-Blumen» kennen wir eine ganze Reihe Pflanzen, die aufs Innigste mit der Passionsgeschichte verflochten sind, so die im 16. Jahrhundert aus Südamerika eingeführte Passiflora, deren Blünteile mit den Attributen der Leiden Christi verglichen werden, so sollen die drei Narben der blauen Art drei Nägel des Kreuzes darstellen, der rotgesprenkelte Fadenkranz, die Dornenkrone und die gestielten Fruchtknoten den Kelch. Die fünf Staubkolben können als Wunden des Erlösers gedeutet oder ihrer gelben Farbe wegen mit dem essiggetränkten Schwamm identisch erklärt werden, die dreilappigen Blätter aber gelten als Lanzen, die Ranken als Geiseln und die weisse Farbe der Blüte zeigt symbolisch die Unschuld des Erlösers. In den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts wurde sie zum Symbol des Pnegnesischen Blumenordens in Nürnberg erwähnt.

Aber neben dieser fremdländischen Pflanze kennt der Volksmund noch eine ganze Reihe anderer Gewächse, die mit der Passion in Verbindung gebracht werden, so die Stechpalmen, die vielerorts in feierlichen Prozessionen mitgetragen werden, dann der Türkenbund, auch Jerusalemblume genannt, und an den Verrat des Judas erinnern die silbernen Schoten der Mondviole, im Volksmund Judaspfeffrig genannt, ferner wird ein Pilz als Judasohr bezeichnet. Im Hennegau wird das Stiefmütterchen Jesusblümchen genannt und der rote Saft des Johanniskrautes wurde Herrgottsblut oder «Christ-Kreuzblut» geheissen. Eine ganze Anzahl Pflanzen haben sich die Bezeichnung «Juden» angeeignet, so die Judenblume, Judenkirchse, Judenpilz — meist sind es Giftpflanzen. Auch der Heckendorn wird bisweilen Judendorn getauft, indessen das Geisskraut den Zuanen Kreuzkraut empfangen hat, und der Enzian wird im Berneroberrand auch als Kreuzwurz oder Kreuzblume bezeichnet. Grosses Aufsehen erregte im Mittelalter «Blut und Brot», ein Pilz, der die Hostien blutend rot machte.

Jedenfalls hat kein Fest des Kirchenjahres so grossen Einfluss auf die Benennung von Pflanzen gehabt wie gerade die Passion, die zeitlich mit dem Wiedererwachen der Natur zusammenfällt. Den christgläubigen Menschen früherer Zeiten drängte es jedenfalls dazu, dem Erleben der Passion sichtbare Gestalt zu geben, indem er in den Blumen Synonyme des Märtyrertodes des Erlösers suchte. Unsere heilige Ueberlieferung mischt sich da mit abergläubischen Glaubensvorstellungen aus den Zeiten heidnischer Vorfahren, welche Blumen auch nach Göttern benannten.

Du

Schenk mir einen deiner lieben Blicke!
Weisst du nicht, dass mir sein warmer Schein Ganz das Herz erfüllt? Dass eine Brücke Sich erbaut von dir zu meinem Sein?

Alles, was mir wird von deiner Seite, Sei's ein Händedruck, ein liebes Wort, Wird Erlebnis, das ich sorglich leite Zu den Schätzen in der Seele Hort.

Elisabeth Heeren

Politisches und anderes

Minister Patterson über die Schweiz

Der amerikanische Gesandte in Bern, Minister Richard Patterson, hielt in Washington, eine von zahlreichen Fernsehstationen übertragene Ansprache, in der er der amerikanischen Bevölkerung seine Eindrücke über die Schweiz schilderte. Er führte u. a. aus, dass neben der Wichtigkeit der geographischen und strategischen Lage der Schweiz, die Tatsache stehe, dass die Schweiz eine der grössten, bestausgebildeten und bestausgerüsteten Armee in Europa besitze.

Studientagung über die Probleme der Familie

Ueber das Wochenende tagte im Zürcher Kongresshaus, die Internationale Union der Familienorganisationen, eine im Jahre 1947 gegründete Vereinigung mit Sitz in Paris, die sich mit dem Studium der Familienprobleme befasst. Die Tagung behandelte das Problem der Familienzulagen als Mittel des Ausgleichs der Familienlasten und stand unter dem Ehrenvorsitz von Dr. A. Saxon, Direktor des Bundesamtes für Sozialversicherung.

Die Weiterführung der eidgenössischen Preiskontrolle

Der Bundesrat hat sich in seiner Sitzung vom 4. April mit der eidgenössischen Preiskontrolle befasst und ist zum Ergebnis gelangt, diese müsse nach Ende 1952 weitergeführt werden. Die entsprechende Bundesrats-Verfügung wird zur Zeit ausgearbeitet.

Der Kampf um Rheinau geht weiter

Am 3. April fand in Zürich unter dem Vorsitz von Bundesrat Escher die Einigungs-Konferenz in der Angelegenheit Kraftwerk Rheinau statt. Die Konvention erklärte, dass sie freiwillig auf die Konzeption nicht verzichten werden und lehnten den Antrag der Vereinigung Schweizer Heimatschutz ab mit dem Bau des Werkes so lange zu warten, bis die Frage der Hochrheinschiffahrt entschieden sei.

Kriegsgefahr in Europa hat sich vermindert

Erklärte der britische Aussenminister Anthony Eden in einer Radiosprache. Eden fuhr fort, die jüngste sowjetrussische Vorschläge betr. Deutschland können dahin ausgelegt werden, dass die Spannung nachlasse. Dies sei auf die zunehmende Stärke des Westens zurückzuführen, die das Vertrauen gestärkt habe.

Rapport General Eisenhowers

General Eisenhower richtete anlässlich des ersten Jahrestages der Bildung seines Hauptquartiers in Europa einen Bericht an das ständige militärische Komitee der Nordatlantischen Paktorganisation. Im Bericht betonte Eisenhower die Fortschritte, die zur Verteidigung Europas gemacht worden sind. Die Verstärkung der europäischen Verteidigung muss weitergeführt werden, um eine mögliche sowjetische Aggression abzuwehren zu können.

Interview Stalins

Eine Gruppe amerikanischer Zeitungs- und Radio-redakteure hat den Empfang einer Botschaft Stalins bekanntgegeben, worin es heisst «ein Dritter Weltkrieg sei heute nicht näher als vor zwei oder drei Jahren». Ferner heisst es in der Botschaft: Eine Zusammenarbeit der Häupter der Grossmächte könnte von Nutzen sein und der Augenblick sei günstig für eine Vereinigung Deutschlands.

Oesterreich protestiert

Das österreichische Parlament stimmte mit überwältigender Mehrheit einer Resolution zu, in der der Rückzug aller Besetzungstruppen verlangt und gegen die Ausbeutung österreichischer Wirtschaftsunternehmen durch die Besetzungsmächte protestiert wird.

Tunesienfrage im Sicherheitsrat

Der Block der 15 arabisch-asiatischen Staaten hat die Prüfung des französisch-tunesischen Streitfalles durch den Sicherheitsrat verlangt.

Neue Verhandlungen im persischen Oelkonflikt?

In einem Schreiben an die Weltbank hat die persische Regierung erklärt, sie sei unter gewissen Bedingungen bereit, die Verhandlungen über die Beilegung des Oelkonfliktes wieder aufzunehmen. Diese Bedingungen seien: 1. die Techniker, die die Leitung der nationalisierten Oelindustrie zu übernehmen hätten, müssen aus neutralen Ländern stammen; 2. Die Weltbank müsse die Ausbeutung der Oelquellen im Auftrage der persischen Regierung und als deren Vertreter durchführen. cf.

„Das Beste?“
nein!!
Nur Pic-Fein!

Ein Ostertag in der Umgebung der Calvinstadt

von Annabert Waldvogel

Die Stadt am tiefblauen Léman hinter uns lassend, durchrollen wir sonntägliche Dörfer mit melodisch singenden Brunnen und schlankem Kirchturm, fahren der Grenze Frankreichs zu, ohne sie zu berühren, schlängeln gemächlich auf einem Feldweg dem Wieserand entlang und suchen ein geschütztes Plätzchen, das aus zu parkieren. Und wir finden es. Dieser zartsonnige Ostermorgen! Schon duften an dem Wege das hochgelben Schlüsselblümchen. Wir durchschreiten das junge Frühlingsgras, steigen bis zu einem kleinen Hochplateau und lassen den Blick ungehindert über grüne, weisse, wellige Täler schweifen. «O Täler weit, o Höhen» — klingt in mir Mendelssohns Lied. Die Farböne wechseln von Olivgrün ins Ockergelb, vom Violettblau ins Vorkühnlingrün — eine Farbensinfonie von entzückender Weichheit. Und über den sanften Farben dehnt sich in warmem Graublau der Himmel in seiner ganzen Unendlichkeit. Ein wenig melancholisch, ein wenig osterfeierlich hält sich die Sonne hinter zarten Wolkenkleinern verborgen. Wir setzen uns am Rande eines kleinen Wäldchens auf die mitgenommenen Teppiche und trinken die

Weite der Landschaft, ihren wundervollen Frieden, ihre feierliche Stimmung in uns hinein. Kein Mensch weit und breit. Niemand, der Unruhe brächte. Der Blick ruht auf einem kleinen Weiler, der lieblich und sonnig auf dem gegenüberliegenden Hügel in Wissen und Feldern und stilles Dasein trauet. Seit wir weiss wie langer Zeit...

Am Fusse des Höhenzuges zu unserer Linken sind kleine Dörfer hell in die grüne Ebene hingestreut, so friedlich und so freundlich, als hätte ein Gott seine segnende Hand ausgestreckt. Sie sind respektvoll distanzierter, ihrem Nachbarn Raum und Ellenbogenfreiheit lassend. Es sind Wohnstätten fleissiger Menschen, die in dieser Weltabschiedenheit ohne Bahn- und Busverbindung in Bescheidenheit und Treue ihre Felder bebauen — das tägliche Brot pflanzen.

Nun hebt ein Glöcklein zu klingen an, die andern fallen ein. Osterglocken! Ein Meer von Tönen dringt aus allen Fernen zu uns empor. Wir lauschen schweigend. Kein Wort, das in diese Sonntagfeier fällt. Und als der letzte Ton verklungen und wiederum die Stille über allem liegt — eine Stille, die heute so selten geworden — durchbricht die Sonne mit einmal alle Gewölke und strahlt frühlingswarm auf uns herab.

In der urweltlichen Stille dieser Landschaft spüren wir wie noch selten die Feier der Natur. Die Osterfeier. In mir klingt Bach'sche Musik. Jos. Seb. Bach, der seine Kunst in den Dienst der Religion stellte. Jedoch — alle Erdschwere ist besiegt!

Unschärfbar, aus unendlicher Höhe vernehme ich ein zartes, feines Summen, als sänge die Luft. Oder sind es die Seelen unserer Abgeschiedenen in der andern Welt, die uns nahe sind?

sondern auch allgemeine soziale Probleme berühren. Vor allem bemühte er sich, eine menschlichere Behandlung der Gefangenen herbeizuführen und durch erhöhte Hygiene die häufigen Todesfälle infolge von Infektionen zu vermindern. Er kämpfte mit scharfen Worten gegen veraltete Systeme, die noch in den Hospitälern Italiens und in Neapel im besonderen herrschten, wo Reinlichkeit und frische Luft fehlten. Doktor Cirillo war ein grosser Verehrer des schwedischen Naturforschers und Arztes Linné.

Mit grosser Aufmerksamkeit hörte die Malerin zu. Oft legte sie unwillkürlich ihre Malgeräte ab, um dem Erzähler aufmerksam lauschen zu können. Und auf welch fesselnde Weise wusste der Doktor über die Forschungen Linnés und seine botanischen Fundamente zu erzählen.

Leonardo da Vinci

1452 — 1519

Schluss

Ähnlich wie der Künstler ist der Forscher Leonardo von einer unerhörten Anziehungskraft auch für den — und wer wäre dies nicht — der seinen Ausführungen und Erkenntnissen bei weitem nicht immer zu folgen vermag. Und wenn im Laufe der Jahrhunderte manches, worin er zeitbedingte blieb, überholt oder richtiggestellt worden ist, bestätigt dies just, was er mit den Worten ausdrückte: «Die Wahrheit war immer nur die Tochter der Zeit».

Was den Wert der wissenschaftlichen Aufzeichnungen ganz allgemein erhöht, ist ihre reichliche Durchsetzung mit meisterhaft erläuternden Zeichnungen, dann die Eindringlichkeit des Wortes und

der Ratschläge, die Treffsicherheit der sprachlichen Fassung, vor allem aber die Kunst, alles in Handlung umzusetzen. «Das Wasser ist der Körper (Fuhrmann) der Natur.» — «Wo die Flamme nicht lebt, lebt kein Wesen, das atmet.» Dadurch, dass etwas geschieht, entsteht dauernd Spannung, wo blosses trockenes Aufzählen oder Beschreiben bald zum Erlahmen führen müsste. Wer horcht zum Beispiel nicht bei der frischen Formulierung auf: «Die Wissenschaft ist der Hauptmann, die Praxis, das sind die Soldaten», oder: «Die Mechanik ist das Paradigma des mathematischen Wissenschaften; denn durch sie kommt man zur mathematischen Frucht».

Die Gesetzmässigkeit aller Naturvorgänge, ihre Ursachen und Wirkungen zu ergründen, muss für Leonardo ein geradezu leidenschaftliches Anliegen gewesen sein. Immer neu kommt er darauf zurück: «Bewegung ist Ursache alles Lebens.» — «Die Natur bricht ihr Gesetz nicht.» — «Jeder Vorgang in der Natur vollzieht sich auf dem kürzesten Wege, der möglich ist.» — «Die Natur ist voll zahlloser Ursachen, die niemals in Erfahrung traten.» — «Keine Wirkung ist in der Natur ohne Ursache.» — «Begriffe die Ursache, und du brauchst kein Experiment.» — «Das Experiment irrt nie; es irren bloss eure Urteile.»

Leonardos Erkenntnisdrang galt allem, was sich seinen Augen darbot: Bergen und Tälern, den Flüssen mit ihrem Geschiebe, der Entstehung von Wind, Regen, Sturm und Gewittern. Er schrieb seltenlang Abhandlungen über die Stinftut und drang sogar allein bis zu den Gletschern des Monte Rosa vor, um über die Beschaffenheit des ewigen Schnees und des Eises Gewissheit zu erlangen. Rinnendes Wasser weckte seine Nachdenklichkeit: «Das Wasser, das du in einem Fusse berührst, ist das letzte von

dem, das hinweggegangen ist und das erste von jenem, das kommt; so ist auch der Augenblick der Gegenwart».

Keiner kannte die Heimat so gut wie er. Allen körperlichen Anstrengungen gewachsen, durchstriefe er die gebirgigen Teile Italiens, und der Wunsch erwachte in ihm, das Land zu zeichnen, wie er es zu seinen Flüssen liegen sah. So entstanden seine Landkarten. Er schrieb: «Die Kenntnis der Vergangenheit und der Lage der Erde ist Schmuck und Nahrung des menschlichen Geistes», und ihn verlangte nach solcher Nahrung. Muschelablagen im Appennin enträtselten ihm die vorgeschichtlichen Verhältnisse. Er beobachtete die Austern alle beieinander, und die Konchylien und die Tintenfische und alle andern Muscheln, die in Bruderschaft zusammenleben — alle werden auch tot beieinander gefunden, und die einsiedlerischen Muscheln voneinander entfernt, wie wir es auch jetzt an den Meeresstränden den ganzen Tag über bemerken können. Und wenn wir die Austern in den grossen Vettertschaften zusammengestellt finden, unter denen du viele wahrnimmst, die ihre Schalen noch geschlossen haben, so hat das zu bedeuten, dass sie vom Meere zurückgelassen wurden, während sie noch lebten, damals als die Meerenge von Gibraltar eingeschmitten wurde.» Grossartig ist seine Schilderung der Mittelmeerlandschaft vor diesem Durchbruch. «Der mittelländische Busen, als Binnensee, empfing einst die Hauptgewässer von Afrika, Asien und Europa, die ihm zugewendet sind; seine Wasser erreichten den Strand der Berge, die ihn umgaben und ihm ein Gestade bildeten, und die Gipfel des Appennin standen in selbigem Meer in Form von Inseln, umgeben von salzigem Wasser, und auch Afrika drinnen bei seinem Atlasgebirge

zeigte nicht dem Himmel entblösst den Boden seiner grossen Ebenen von etwa 3000 Meilen Länge, und Memphis lag an der Küste seines Meeres, und auf den Ebenen Italiens, wo heute die Vögel fliegen, pflegten die Fische in grossen Rudeln zu wandern.»

Wie ihm die Muscheln nicht zur Erforschung zu gering waren und es ihm hundertfach lohnte, so hielt er es auch mit den Vögeln, deren Flug er mit seinen wunderbar scharfen Augen verfolgte. «Die Schwärze der Schwärze der Vögel führt sich in der Luft auf, wie es die Spitze des Ruders im Wasser tut, oder der Arm oder besser die Hand des Schwimmers unter dem Wasser.» Ergänzt durch die Zerlegung der Fledermausflügel, erwuchs aus solchen Kenntnissen der kühne Plan zum Bau eines Flugzeugs.

Leonardos aussergewöhnliche Scharfsicht erlaubte ihm auch, die ferne Welt der Gestirne auszukundschaften. Doch waren ihm hier Fernen gezogen, und er bemerkt sich daher selbst auf: «Mache Gläser für die Augen, um den Mond gross zu sehen». Tatsächlich hat er schon ein brauchbares Fernrohr entworfen.

Er wusste, dass die Erde nicht inmitten des Sonnenkreises noch im Mittelpunkt der Welt ist, aber wohl in der Mitte ihrer Elemente, die ihre Gefährten und mit ihr verbunden sind, und er schrieb bezaubernd und gross hin: «Die Sonne bewegt sich nicht.» Vom Mond dachte er: «Der Mond ist ein undurchsichtiger und fester Körper, und wenn er im Gegenteil durchsichtig wäre, nähme er nicht das Licht der Sonne in Empfang.» Er war überzeugt, dass Sonne, Mond und Erde zusammengehören und einander gegenseitig als Gestirn erscheinen. «Der Mond hat kein Licht von sich, aber so viel, als die

Jugendwohnheime in Deutschland

Anlässlich einer Reise in Deutschland verbrachte ich 10 Tage in der Familie des Leiters eines Mädchenwohnheimes in Ahlen bei Hannover.

Das stattliche Gebäude aus roten Backsteinen steht auf einem grossen freien Platz, umgeben von alten, weit ausladenden Bäumen. Früher war es ein gepflegter Ausflugsort für Städter, in dem Feste gefeiert und Ferientage verbracht wurden. Jetzt haben die zahlreichen Zimmer, die langen Korridore, der grosse Saal mit der Bühne und die Wirtschaftsräume schon lange keine Renovation und keine Modernisierung mehr erfahren; die Unkosten wären zu hoch für die Arbeiterwohlfahrtsorganisation, die in diesem Haus ein Wohnheim für etwa 100 alleinstehende Mädchen und das nötige Personal eingerichtet hat. Die meisten Mädchen fahren am Morgen mit dem Bus an verschiedene Arbeitsstätten in Hannover, einige bereiten sich für eine Prüfung vor. Der Pensionspreis beträgt etwa 84 DM im Monat, die Zahlung erfolgt am Ende jeder Woche. Inbegriffen ist die Schlafstelle — die Mädchen schlafen je nach der Grösse des Zimmers zu zweit, zu drei oder zu vier — drei tägliche Mahlzeiten, die Besorgung grösserer Wäschestücke (die kleineren farbigen waschen sie selber), die Benützung des Badezimmers, eines kleinen Gasherdes und des Glätteisens. Die meisten Mädchen kommen an Wochenenden nicht zum Mittagessen heim, sondern nehmen etwas Proviant mit oder erhalten einen Geldbetrag von 40 Pfennig. Einige arbeitslose Heiminsassen helfen in der Haushaltung gegen Kost und Logis. Die jüngsten im Heim sind 18 Jahre alt; auch einige junge verheiratete Frauen wohnen im Heim: aus Mangel an Mietwohnungen müssen sie getrennt von ihren Männern leben.

Trotz manchen Unzulänglichkeiten der inneren Einrichtungen des Hauses war mein erster Eindruck vom Heim ein günstiger: die Mädchen waren freundlich, ordentlich gekleidet, man hörte keinen Lärm im Hause. Aber bald wurde mir klar, woher die Sorgenfallen im Gesicht des noch nicht alten Leiters stammten. Bei der Übernahme der Leitung dieses Mädchenwohnheimes war ihm bewusst, dass die Haushaltung in schlechter Ordnung, dass der Bestand an Geschirr und Wäsche unzureichend war, und auf dem Heim Schulden lasteten, da sein Vorgänger nicht genügend Wert gelegt hatte auf regelmäßige Zahlung der Pension. Auch anderen Schwierigkeiten begegnete er. Hundert Mädchen bilden keine Gemeinschaft; sie kennen einander zum Teil kaum; ihre Sorgen und Interessen sind rein egoistischer Natur, für das Eigentum des Heimes fühlen sie keine Verantwortung. Sie verstoßen leicht gegen die Hausregeln; kommen zu spät heim oder bringen unerwünschte Besuche mit.

Die junge Fürsorgerin, die als Praktikantin im Heim arbeitete, musste zualterer eine genaue Inventur aufnehmen. Auf der schwarzen Tafel beim Eingang des Hauses erschienen neben der Anknüpfung der täglichen Menüs manche Verordnungen des Leiters. So wurde zum Beispiel verfügt, dass kein Geschirr auf die Zimmer genommen werden dürfe, nachdem am Sonntag die gemeinsame Mahlzeit dadurch verunmöglicht worden war, dass zu wenig Teller und Tassen vorhanden waren: es musste in Schichten gegessen werden.

«In einem Heim mit 20 bis 25 Insassen könnte man der Situation leichter Herr werden», meinte der Leiter, «aber diese Menschenmassen!»

Offen gestanden, wunderte ich mich darüber, dass alles noch relativ so gut abläuf, und dass keine Kritik am quantitativ genügenden, aber sehr einfachen Essen zu vernehmen war. Offenbar waren die Heimmädchen Menschen, die vom Leben nicht verwöhnt waren. Günstig war es, dass die Familie des Leiters keine eigene Küche führte, sondern ihr Essen aus der Heimküche holte, und dass er selber oft mit den Mädchen zusammen ass.

Aus der Zeitschrift der Arbeiterwohlfahrt: «Neues Beginnen» erfährt ich manches von Problemen um die Jugendwohnheime in Deutschland.

Zur Zeit leben etwa 40 000 junge Menschen nach Geschlechtern getrennt in Lehrlings- und Jungarbeiterwohnheimen. Anfangs nächstes Jahr werden es voraussichtlich 60 000 bis 70 000 sein. Im Gegensatz zu der, immer intensiver sich geltend machenden pädagogischen Forderung nach Verkleinerung der Wohnheime, herrscht in der Praxis allgemein die Tendenz zu deren Vergrösserung. Der Grund dafür liegt ausschliesslich auf finanziellem Gebiet: es ist bedeutend billiger, ein grosses Heim einzurichten und zu bewirtschaften als vier kleine für die gleiche Zahl der Insassen. Die Not der Bevölkerung ist noch sehr gross: nur durch die Errichtung der Jugendheime konnte tausenden junger Menschen die Möglichkeit gegeben werden, in der Stadt einen Beruf zu erlernen oder einem Erbe nachzugehen. Doch die Kehrseite der Medaille beunruhigt manche Fürsorger und Erzieher ernsthaft. Jahrelang leben tausende junger Menschen ausserhalb der Familie in Internaten und werden auf keine Weise für ihre spätere Aufgabe — eine eheliche Gemeinschaft zu gründen und Väter und Mütter zu sein — vorbereitet. In früheren Zeiten erfolgte diese Vorbereitung ganz einfach in der Familie, die den Heranwachsenden die nötige Einsicht vermittelte in das, was ihr Leben glücklich gestalten könnte, und was verderblich für dieses Glück wäre. Aber wo können die Heiminsassen, die sich täglich an gedeckte Tische setzen, die von kleinen Kindern nicht zu sehen bekommen, die ihr Geld nur für eigene Bedürfnisse und Vergnügungen ausgeben können, Erfahrungen

Wir waren schon früh unterwegs. Unsere Gastgeber fuhren uns mit ihrem Wagen durch grauen Nebel-Regen mit schlechter Sicht. Grau war auch die weite holländische Landschaft, grau und träge floss das Wasser des Vecht. Erst war auf dieser den Flusslauf entlang führenden Strasse fast gar kein Verkehr, aber dann bogen wir ab auf die grosse Ueberlandstrasse Schiphol-Aalsmeer und je näher wir unserem Ziele, dem Blumen-Veiling von Aalsmeer kamen, desto dichter wurden die Autos. Ganze Kolonnen von Lastwagen steuerten auf das gleiche Ziel zu.

Aalsmeer liegt im sogenannten Harlemermeer, das bekannt ist durch seine Tulpenfelder. Zweimal wöchentlich ist dort die Blumenauktion, zwei bis dreimal für Gemüse und Früchte.

Kurz vor neun Uhr parken wir vor den riesigen Markthallen, in welchen die Blumenauktion von ganz Holland vor sich geht. Beim Eintritt überflüsel uns ein betäubender Geruch von Rosen und Nelken. In allen Farben und Schattierungen lagen sie auf zweistöckigen Wagen aufgeschichtet, immer 25 Stück an einem Bündel und so einige Tausend aufeinander. An die hundert Wagen, wenn nicht mehr, standen, gross nummeriert, bereit. Punkt neun Uhr fing die Steigerung an. Wagen um Wagen wurde in einen Tribünenartigen Raum gerollt, wo die Bänke mit den Schreib- und Schaltpulsten schon von Agenten aus allen Ländern Europas besetzt waren. Eine hellbeleuchtete Preisruhr zeigte die Preise an, rückte je nach Stimmung der Käufer hinauf oder hinunter, bis einer seinen Drücker benutzt und somit den ganzen Wagen für seine Firma erstanden hatte. Die Nummer des Käufers, des Wagens und der Preis werden in dem Moment gestoppt und durch ein Locherungssystem an die Verrechnungstabelle geleitet. Dies alles geht lautlos, nur mit Lichtsignalen, vor sich und schon rollt der nächste Wagen herein, ist gekauft und so fort einer nach dem andern.

Im Raum nebenan werden Gladiolen gesteuert, im Dritten die ersten Chrysanthenen angeboten, wieder in einem andern Hortensien, blühende Begonien, noch weiter weg Blattpflanzen, grüne und bunte in allen Grössen und Arten; unmöglich alles aufzuzählen. All das wird aber nur engros, eben wagenweise, verkauft.

für die Zukunft sammeln? Je grösser die Heime sind, desto schwieriger ist es, die jungen Menschen zu einer Gemeinschaft zusammenzuschweissen mit kleinen Pflichten im Heim und Rücksichtnahme auf Nebenmenschen.

Dass namentlich bei Mädchen das Bedürfnis nach Kontakt mit einer Familie oft vorhanden ist, konnte ich im Ahlemer Heim beobachten. Sie ergriffen nicht selten die Gelegenheit, um mit irgendeinem Anliegen zu der Frau des Leiters zu kommen. Das zwei Monate alte Kind war für sie eine besonders grosse Attraktion. Stand der Wagen mit dem Kind draussen im Garten, so schauten sie häufig nach ihm, und die Mutter konnte sicher sein, dass bei beginnendem Regen eines der Mädchen, die im Haus arbeiteten, den Wagen schnell ins Haus stossen würde. Am Sonntag war sie in Verlegenheit, welchem der drei oder vier Mädchen, die sich anerbaten, das Kind spazieren zu fahren, sie dieses Vergnügen gönnen soll. Ein Mädchen, Schneiderin von Beruf, das sich für eine Prüfung vorbereitete und als Entgelt für die freie Pension Arbeiten im Haus verrichten musste, kam besonders gern in die Wohnung des Leiters, um dort an der Nähmaschine Flick- und Näharbeiten auszuführen.

In den Pflichtenkreis des Leiters gehört nicht nur die Sorge für den unbehinderten Ablauf des Heimlebens. Mit Hilfe einer ausgebildeten Jugendleiterin bemüht er sich, auch das Interesse an kulturellen Werten bei den Jugendlichen zu wecken und, soweit es bei der grossen Zahl der Insassen möglich ist, erzieherisch auf sie einzuwirken. Keine leichte Aufgabe! Wer aber Freude an der Arbeit mit der Jugend hat, nimmt auch das Schwere auf sich. N. Oe.

Von Hollands Blumen

Kaum sind die Blumen erstanden, werden sie von flinken Händen am laufenden Band verpackt; Glöckchen sogar mit Watte umwickelt, so rasch, dass wir uns wundern, dass nicht alle Blüten abfallen, aber die Packer sind so geschickt, dass wir keine einzige abgefallene Blume sehen. Dann wird die Ware in die bereitstehenden Autos verladen und fort rollen die Wagen mit ihrer delikaten Fracht. Eine der Hallen hat Bahngeliseanschluss auch führen einige Kanäle hinein, denn die Blumen aus Aalsmeer und Umgebung kommen auf diesen Wasserstrassen zum Verkauf und verlassen auf den breiten Transportschiffen, die im Winter geheizt werden, den Markt wieder, fahren nach Amsterdam weiter zum Detaillisten. Da der Flughafen von Schiphol in nächster Nähe ist, wird es möglich, dass Blumen, die frühmorgens in Holland geschnitten, um neun Uhr auf der Auktion gekauft, um elf Uhr verpackt sind; um 13 Uhr verlassen sie per Flugzeug die Niederlande, sind um 15 Uhr in Kloten und kommen eventuell schon am gleichen Abend in unseren Städten zum Verkauf.

Doch zurück nach Aalsmeer, an den Blumen-Veiling; wir staunten ob der vielfältigen Blumenpracht und der Mengen; aber Verkauf, einpacken und verladen gehen so rasch vor sich, dass um elf Uhr die Hallen leer sind; zurück bleibt nur der Duft der hunderttausend Blüten.

Wir schickten uns an, den Ausgang zu gewinnen, hätten aber gerne unserer Gastgeberin einen grossen Strauss Rosen gekauft. Unmöglich Verkauf nur an Grossisten, wird uns verkündet.

Ein Gärtner hat nicht nur unsere traurigen Meinungen, sondern auch das kleine Schweizerkreuz auf unseren Mänteln entdeckt, lächelt uns zu und verkauft uns fünfzig Stück leuchtend rote und weisse Nelken zu einem Preis, für den wir hier kaum ein halbes Dutzend hätten erstehen können. Unsere Freundin war ordentlich stolz, auf diese Weise zu einem Strauss zu kommen. Ihr Gatte überreicht mir ein kleines Bündel Immortellen als Andenken an unsere Fahrt, aber enttäuscht, dass er als Holländer nur Stroblumen schenken konnte.

Längst sind die Nelken verwelkt, aber mein Biestermeisterträusschen steht vor mir auf dem Schreib-

tisch in einer Vase aus Gouda, der holländischen Töpfereistadt und leuchtet in frischen Farben: zitronengelb und kobaltblau, vom zarten rosa über das leuchtende Rot bis zum dunklen Violett. C. Sch.



Im zweckmässigen Augenblick

Wenn man eine ernsthafte Krankheit nicht pflegt, entsteht daraus ein nicht mehr zu heilendes Uebel. Das gleiche gilt für ein Gebrechen. Wird der Behinderte vernachlässigt, so wird er zur Last für die Seinen und die weitere Öffentlichkeit. Hilft man ihm rechtzeitig, so kann er sich selbst erhalten. Dieses Ziel strebt die schweizerische Vereinigung Pro Infirmis mit allen Kräften an. Seit 25 Jahren unterstützt dieses Hilfswerk Körperbehinderte, Gehörlose, Schwerhörige, Geisteschwache und andere Gruppen von Gebrechlichen. Viele von ihnen haben Rat, ärztliche Behandlung, frühe Spezialschulung und -erziehung nötig.

18 Pro Infirmisfürsorgestellen in den Kantonen helfen so viel sie können, das heisst so weit ihre Kräfte und finanziellen Mittel reichen. Eine der Fürsügerinnen sagte letzthin: «Ich wage nicht mehr von unserem Werke zu sprechen. Wenn immer ich es getan habe, meldeten sich viele Gebrechliche, aber niemals jemand, der uns neue oder mehr Mittel gespendet hätte.»

Pro Infirmis bedarf der Mittel, um die Arbeit fortsetzen zu können. Viele ihrer Stellen leben, wie man so sagt: «Von der Hand in den Mund.» Die Einnahmen werden sofort umgewandelt in tatkräftige Hilfeleistungen.

Jede Kartenspende Pro Infirmis ist eine Einladung an alle, mitzuhelfen, Gebrechliche zu fördern und zu ertüchtigen.

Kartenspende Pro Infirmis, Postcheck VIII 21595.

Bergfrühling

Habt ihr schon einmal einen Bergfrühling erlebt? Einen Frühling im Wallis, dem Sonnenlande? Nicht? O so wünschte ich, euer Blick könnte mit ehrfürchtigem Staunen über die Berge gleiten, die da in majestätischer Grösse, mit ihren schneebedeckten Gipfeln ein erhabenes Gefühl erwecken. Harmonisch fügen sie sich in einer Bergkette zusammen, weiter unten schmiegen sich die dunklen Wälder und die hellen grünen blumengeschmückten Matten an. Zwischenhinein leuchtet in seiner Vergänglichkeit ein Restchen Schnee. Wie verzaubert, nehmen sich die kleinen Dörfchen gleich einem Spielzeug aus. Hie und da verrät ein keckes Glitzern, dass sich ein Bergchlein ins Tal stürzt. Alles verrät die aussergewöhnliche Künstlerhand eines unsichtbaren Schöpfers, der auch uns formt und leitet, bis wir sind, wie ER es möchte.

Bergfrühling! Klingt das nicht wie geheimnisvolles Rauschen, dass in uns wohnt? Ahnen wir nicht das bahnbrechende Weben, das vorläufig noch in der verborgenen Stille schwingt? Ist nicht in aller der Schönheit ein leises Mahnen dabei: Werdet wie der Frühling, so rein, so glitzernd voller Heiterkeit und Freude? L. Phenn

Guter Rat

Was du tust, das tue ganz, wie es deine Kraft vermag! Halbes Werk ist wenig wert bringt nur Tadel an den Tag. Lass den Gaben, die du hast, treue Pflege angedeihn! Dass der Fleiss zum Können führt, wird des Strebens Krönung sein.

Elisabeth Heeren

Das Aquarium

Wir hatten schon lange unseren Plan mit der runden Vase aus venezianischem Glas. Sie sollte eine ideale Wohnung für zwei zierliche Goldfische werden.

Sorgfältig wurde sie also eingewickelt und in den kleinen Laden getragen, der bis zur Decke mit allerlei Bassins, Volieren und sonstigen Behältnissen angefüllt war. Die Namen des künftigen Familienzuwachses waren auch schon nach langem Hin und Her festgelegt worden. Sie sollten heissen: «Schurl» für ihn — das hatte so einen eigenartigen Fischklang — «Böschke» für sie — was uns an blond und glänzend gemahnte — und «Agathe» mochte die Schnecke sein — nicht werden, die als unterwürfige Stubenfee dem jungen Fischpaar beigegeben werden sollte. Alles schien auf Beste vorbereitet. Doch wie man nie eine Rechnung ohne den Wirt machen soll, mussten wir erfahren, dass man auch kein Aquarium ohne nähere Zoologiestudien einrichten darf. Die gute Frau im Zierfischladen war geradezu entsetzt über unsere herrliche Venezianer Vase. Niemand, beteuerte sie, könne sie wissen, dass die armen Tiere in einem kugelförmigen Behälter mit einer so kleinen Öffnung elend zugrunde gingen, denn kein anderes Geschick würde ihrer harren, wollten wir sie darin aussetzen. Sie dürfte mir die Fische unter keinen Umständen verkaufen, wenn ich kein vorschriftsmässiges Gefäss hätte, so eins, wie sie in ihrem Laden in allen Grössen und Preislagen zu haben seien. Wörtlich erklärte sie, ich würde mit jedem Tierfreund unfehlbar Streit bekommen, wenn man die Fische bei mir in dieser Vase anträte. Das könne und werde sie nicht dulden. Punktum!

So etwas stimmt nachdenklich. Wohl war es nie unsere Absicht gewesen, einen Fisch um den Ver-

stand zu bringen, noch ihn langsam zu Tode zu quälen. Im Gegenteil! An seinem munteren Hin- und Herzucken und durchs Wasser jagen wollten wir uns erfreuen, ihm winzig kleine Würmer ins Glas werfen und seine tägliche Ration Fischfutter hineinstreuen. Glänzende Kiesel sollten den Boden des Glashauses bedecken und Algen ihn und sein Fischweibchen zum Versteckspielen einladen. Und nun dieses Misstrauen der alten Frau!

Natürlich hatten wir bei ihren harten Worten von unserem Plan, die «Venezianische» zu verwenden, längst abgesehen und bei ihr für ein teures Geld ein vorschriftsmässiges Bassin mit Algen, Tang, Muscheln und Kieselsteinen nebst allerfeinsten Madenwürmern erstanden. Die zwei Fischlein waren auch keine goldenen, sondern allerliebste, flinke, ein wenig rätselhaft Schleierschwänze mit hauchdünnem Schuppenkleid und grossen, ernsthaften Augen.

Schon eine ganze Zeitlang stehen sie nun auf dem Sims unseres Fensters. An mehreren Algenblättern haben sie kleine Pakete mit durchsichtigen Eiern abgelegt, um die sie sich aber nicht weiter zu kümmern scheinen. «Schurl», der etwas grössere Fischgemahl, geht fleissig auf die Würmerjagd, wobei ihm die blonde «Böschke» auf Ruck und Zuck begleitet. «Agathe» hingegen hat sich ohne viel Aufhebens in ihre Bedienstetenrolle gefügt und gleitet ununterbrochen an den Glaswänden des Bassins auf und ab, gleichsam einen beständigen Hausputz haltend.

Während ich die unscheinbaren Tierchen beobachte, fallen mir die Worte der alten Frau wieder ein und der Eifer, mit dem sie sich für die kleinen Lebewesen zur Wehr gesetzt hatte. Hohe Töne von «Verantwortlichkeit», «niemals zulassen, dass», und so weiter hatte sie angeschlagen, und ich musste daran denken, wie diese Grundsätze von Mensch

zu Mensch täglich ignoriert werden, wie auf der ganzen Welt Menschenleben missachtet und unendlich viel Grösse und Edelmut zu allen Zeiten in den Dienst von Grausamkeit gestellt und für Ziele geopfert werden, die so unklar sind, dass sie von denen eines Tierschutzvereins weit übertroffen werden.

Unsere silbernen Flossenwesen gleiten gedankenlos durchs Wasser, schimmernde Symbole der aus keinem Paradies vertriebenen Kreatur.

Edith Lehnis

Lyceum-Club Zürich

Wer heute, wie Frau Biedermann es tat, «Ueber die Probleme der modernen Klavierpädagogik» spricht, muss nicht fürchten, auf Widerspruch zu stossen, denn die Begriffe Entspannung und Lockerung haben längst das Prinzip der einseitigen, die natürliche Anlage verkramptenden Fingerdressur abgelöst. Anders vor nahezu 50 Jahren, wo man sich in Wort und Schrift seiner Haut wehren und wacker vom Leder ziehen musste, um mit den neuen Grundsätzen durchzudringen und ihre Richtigkeit praktisch zu erweisen. Frau Biedermann kam in ihrem sinnvoll aufgebauten Vortrag auch auf die musikalisch-geistige Erziehung zu sprechen und dass sie, als Lehrerin ihren Forderungen nachlebte, bewies ihr Schüler Charles Döbler aus Bern mit dem ausgefeilten Vortrag der Wandererfantasie von Schubert.

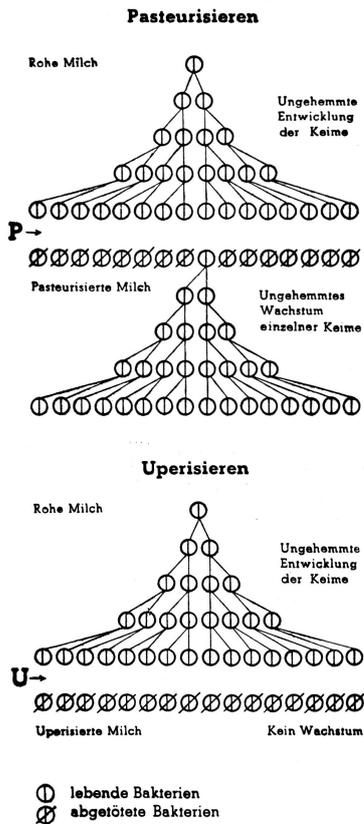
Unsere bewährte Sopranistin, Maria Luchsinger hatte ein prächtiges Programm aufgestellt: Bach, Händel, Pasquini und Mozart, zum Teil mit obligater Violine, welche der Geigerin Lotte Stüssi anvertraut war, einer Künstlerin, die man diesmal in einer Händelsonate, gerne als Solti-

stin begrüsste. Eine Arie von Pasquini (mit obligater Violine) gehört unbedingt zum schönsten der vorklassischen Musikliteratur. In Mozarts bekannter Arie aus dem «Re pastore» erreichte Maria Luchsingers Gesangkunst und Gesangton einen geradezu berückenden Glanz. Am Klavier waltete die immer einsatzbereite und sichere Begleiterin Marianne Wreschner.

Internationaler Austausch von Künstlerinnen! Langersehnt ist er nun Tatsache geworden. Fünf schweizerische Lyceen haben dem Kolortatursopran aus Köln Helma Hesse-Raab ihre Pforten zu einem Lieder- und Arienkonzert aufgetan und haben ihr in Mathilde Freitag eine künstlerisch vollendete Begleiterin gestellt. Glockenhelle Höhe und annütiger Vortrag verweisen Frau Hesse einstellend in erster Linie auf das Gebiet sorgfältig betreuter Kleinkunst. Dass deutsche Künstler gerne nach der kleinen Schweiz kommen, sehen wir aus Solokonzertanzeigen und dass die Schweizerinnen sich danach sehnen, im weiten Ausland ihre Flügel zu entfalten, begreift sich ohne weiteres. Gabrielle Ulrich-Karacher fand als Austauschgast in den Lyceen Aachen, Köln, Karlsruhe, Stuttgart, Konstanz liebevollste Aufnahme. Doch, was noch wichtiger ist: das Echo ihrer Kunst bei Publikum und Presse: Gabrielle Ulrich hat sehr viel Schœck gesungen und fand zu ihrem beglückten Erstaunen den Schweizer Meister schon heimatberechtigt im deutschen Gemüt. Wir in Zürich wissen, was wir an Gabrielle Ulrich haben, denn wir haben sie oft und in grossen Aufträgen mit wachsender Bewunderung gehört, aber man freut sich, die Bestätigung unseres Urteils von drüben, jenseits der Grenze, aus massgebenden Kreisen zu vernehmen.

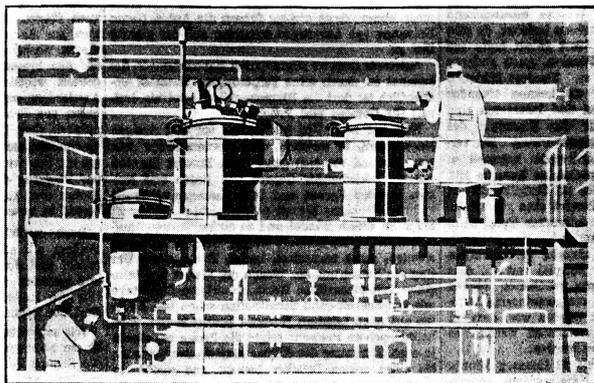
Anna Roner

Neues über OVOMALTINE!



Die «Uperisation» garantiert Spitzenqualität ohne Änderung des Geschmacks bei gleichem Preis.

Vor bald 50 Jahren erschien die erste Dose Ovomaltine im Handel. Vom ersten Tage an stellte Dr. Albert Wander das Präparat nur aus den besten Rohstoffen her. Sein Leitgedanke war, ihre kostbaren Bestandteile zu schonen und ihren biologischen Wert zu erhalten. Durch Überwachung der Viehbestände, strenge Kontrollen beim Melken, beim Transport und bei der Aufbewahrung sorgten wir schon längst dafür, dass ausschliesslich hygienisch einwandfreie Milch verwendet wurde.



Die neuartige Uperisations-Anlage in der Ovomaltine-Fabrik Neuenegg

Alle neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse werteten wir fortlaufend für die Erhöhung der Güte der Ovomaltine aus.

Heute stehen wir vor einem weiteren grossen Fortschritt in der Behandlung des Rohstoffes Milch: Wir setzen sie in einer neuartigen, sinnreichen Apparatur während einer sehr kurzen Zeit einer relativ hohen Temperatur aus - sie wird **uperisiert**.

Dank diesem schonenden Verfahren wird sie von allen **schädlichen Keimen** befreit, behält aber den Geschmack, den Geruch, die **Konsistenz** und die volle Kraft bester Frischmilch.

OVOMALTINE STÄRKT AUCH SIE!

WANDER

Die Grüne

Es war am Karfreitag. Im Waisenhaus fand an diesem Tag das Blumenfest statt. Dort gab es alljährlich manches Fest, so oft dies nur möglich war: Kibbi, der Namens- und Geburtsfest des Hausvaters und der Hausmutter, Weihnachten, Ostern, Pfingsten und eben das Blumenfest. Es waren ja lauter Kinder hier, die daheim keine Feste feiern konnten. Das Blumenfest am Karfreitag war neben Weihnachten und Ostern bei den Kindern am meisten beliebt. An diesem Tag gab es nicht etwa Geschenke, wie Pullover, Schürzen, Strümpfe und was man dringend brauchte, und wofür die Anstalt sammelte und viele freiwillige Helferinnen arbeiteten, an diesem Tag bekamen die Kinder Blumenstöcke, richtige Blumenstöcke, jedes einen ganz für sich zum Pflegen und Hegen und Liebhaben. Deshalb hiess das Fest Blumenfest.

Das Heim wurde durch die Angehörigen eines über grosse Mittel verfügenden Vereins unterstützt. Sie sorgten, das genug Pflegepersonal und Lehr- oder Hilfskräfte da waren, die richtig entlöhnt wurden, und dass es die Kinder gut hatten. Der Verein bestritt auch dieses Fest.

Gelegentlich machten die Vorstandsmitglieder dort einen Besuch. Man lud sie selbstverständlich auch zu allen Veranstaltungen ein. Man benahm sich ihnen gegenüber, wie man sich in solchen Fällen immer gegen Wohltäter und Spender benimmt, mit aller Höflichkeit und Zuverlässigkeit. Denn man hatte ja immer noch ein paar heisse Wünsche auf Lager, die man dann bei Gelegenheit anzubringen suchte: Etwas einen neuen Ofen im dritten Stockwerk, einen Boiler in der Küche, das Dach sollte ausgebaut werden, an die Operationskosten eines Kindes sei ein grosser Betrag fällig usw. Den Grössern sollte man durch Erlernung eines Handwerks oder eines Berufes den Weg in die Zukunft erleichtern und so wachte man es, der Patin des Kindes diesen und jenen Vorschlag zu machen. Ja, ja, die Vorstandsmitglieder waren zu allen Fests willig, aber gerade aus diesem Grund fürchteten sie sich meist zu kommen.

Das Blumenfest war da eine Ausnahme. Da kam vor allem Frau Keller, denn sie besass eine grosse Gärtnerei, und Blumenzucht war ihre Lieblingsbeschäftigung. Sie hatte ganze Zeilen Glashäuser mit Frühblühern und die Damen, die den Blumentag bestritten, kauften ohnehin alle bei ihr, um die Kinder zu beschenken. Zum Beispiel mit Krokussen, Primeln, Fadolliden, Narzissen und Iris, alle in Extratöpfen. Ganz besonders schön waren auch die Hyazinthen. Welche Freude für die Kinder! Für die meisten war es überhaupt die einzige Zeit, da sie eine Blume in Händen halten durften und sagen, sie gehöre ihnen.

Frau Keller durfte die Blumentöpfe jedesmal selber verteilen, denn sie war die Hauptspenderin. So stand sie vor der Eingangstür, auf der erhöhten Steintreppe und übersah die grosse, festlich gekleidete Kinderschar. Da war manch schmächtiges, blaues Menschenpflänzlein dabei und Frau Keller wusste auch, dass einige Kinder kränklich waren und litten. Selbst Krüppelchen waren darunter. Frau Keller sagte nicht viel, sie wagte auch nicht zu fragen, sie zeigte nur auf die Blumen und erzählte von jeder Art etwas Besonderes. Die Kinder sahen auf sie, als ob sie die gute Fee wäre, die ihnen, einmal in ihrem Leben, und einmal im Jahr, etwas überreichte, was sie nicht dringend brauchten, Blumen, kostbare Blumen.

Frau Keller erkundigte sich nicht nach den Namen oder der Herkunft der Kinder. Für sie waren alle gleich, alle arme Waisen, die Liebe brauchten und ein bisschen Freude. Sie unterschied auch nicht zwischen den aufgeweckteren und jenen, die zurückgebliebenen aus schwierigsten Verhältnissen und schwerster erblicher Belastung.

Wenn sie so auf die Kinder schaute, wusste sie nur, dass sie niemals würde abschlagen können, wenn sie jemand um Hilfe für diese Armen gehen würde. Sie war auch so froh, dass die Kinder so gerne hier waren, und sie hätte sich nie entschliessen können, eines, wenn es als tuberkulose-

gefährdet der Staatshilfe überlassen hätte werden können, wegzugeben. Nein, dafür liess man nicht Frau Keller. Es in ein Erholungsheim geben, dafür zahlen, und es dann wieder heimkommen lassen in die Anstalt.

Nun, da war, wie sie sah, diesmal ein Neuer da! Toni hiess er, der schmächtige kleine Kerl, mit den grossen hohlen Augen, dem blossen Gesicht voller Sommersprossen. Man hatte ihn hergebracht mit Kleidern, die ihm viel zu gross waren, unterernährt und viel älter aussehend, als er tatsächlich war. Man hatte Frau Keller gesagt, er sei in der Erziehung, in der Schulbildung, weit hinter den andern zurück, obwohl man nicht behaupten könne, dass er dumm sei. Sie konnte nicht dafür, aber sein stumpfer Blick war ihr wie ein Vorwurf. Vielleicht wurde das Kind zuviel geschlagen, vielleicht hat man ihm das bisschen seelische Kraft, das es besass, gebrochen. Vielleicht war es die Unruhe, der Unfriede seiner Umwelt, die ihn so werden liessen, ein im dunkelsten Schatten gewachsenes Pflänzchen. Nicht einmal die Blumen schienen es ihm anzutun, sein Gemüt war verstockt, sein Mund bitter und stein.

Da kam Frau Kellers Gärtner mit den Blumenstöcken, die er vor ihr auf den niedrigen Tisch stellte. Er musste vielmals hin- und hergehen, er brachte ein ganzes Lastauto voll. Wie das blühte und duftete! Die Kinder staunten. Das alles war für sie! Das war so schön! Den und den, auch den Blumenstock zu haben! Ihre Herzen schlugen ungeduldig.

Frau Keller hatte vor, ihnen eine kleine Predigt

Vom Kinderdorf Pestalozzi in Trogen

Einweihung des neuen Gemeinschaftshauses, Sonntag, 9. März 1952

Es war eine erlebnisreiche Feier, zu welcher sich unter einer stattlichen Besucherschar prominente Gäste einfanden: eine kanadische Delegation, Vertreter des dortigen diplomatischen Korps, solche aus Westdeutschland, England, Frankreich, Griechenland, Italien und Oesterreich; in besonderer Mission die Abgeordneten des Uno-Sekretariates, der Unesco (in deren Rahmen die FICE waltet als Fédération Internationale des Communautés d'enfants), ferner des Kantons Zürich sowie der Kantonsregierungen von Appenzel A.-Rh. — Alt Bundesrat Stampfli, Präsident der Stiftung Kinderdorf Pestalozzi, war an der Teilnahme verhindert; an seiner Stelle hielt Vizepräsident Regierungsrat Dr. Boerlin, Liestal, die Begrüssungsrede und betonte, wie dieses internationale Jugenddorf Brücken der Verständigung rüste und wie das neue Gemeinschaftshaus als ein Denkmal der Nächstenliebe gelte. Walter Robert Corti, als Gründer des ganzen segensreichen Werkes, sprach in Pestalozzi's Sinn die Worte: «Wir folgen seinem Ruf — wo immer ein Kind leidet, ist es dein Kind! — wir haben sie gefunden und werden sie finden! Corti legte dar, welche Spenden den Bau des Hauses ermöglicht hatten: diejenigen des Conseil Canadien pour la Reconstruction par l'Unesco, diejenige des Kantons Zürich, die Zuwendung der Firma Nestlé in Vevey für den Innenausbau, sowie der namhafte Anteil der Stiftung Kinderdorf Pestalozzi. Dieser gehört das Gemeinschaftshaus, sie kommt für dessen Unterhalt auf. — Der schöngedigte, praktisch eingeteilte Holzbau mit seinem gelbelformigen Festsaal und grosser Tribüne wurde von Kinderdorfarchitekt Hans Fischli, Zürich, erstellt, und wird nun sowohl nationalen als internationalen Zwecken dienen. Das Haus steht während der Schulzeit dem Kinderdorf zur Verfügung, zwei Bilros sind ständig der Unesco reserviert zu Händen der F. I. C. E. — Während den 12 Ferienwochen können die Räumlichkeiten benützt werden von Organisationen, welche sich der Jugendberziehung widmen, ebenso internationalen Jugendvereinigungen.

Der Einweihungsfeier gaben die 181 Waisenkinder das festliche Gepräge (erstmalen waren auch Schweizer dabei). Unter Musikmeister Ernst Klugs Leitung erklangen von dem schon ansehnlichen Jugendorchester Instrumentalwerke, sowie freudig bewegte Chorgesänge. Volkslieder und Trachtenreigen aus neun Nationen wurden geboten, und in ergreifendem Sprechchor das «Gebet des Heiligen Franziskus dargeboten: «Herr, mache aus mir ein Werkzeug des Friedens» — ein Gelübde zum «Kampfe gegen alles», dem Guten widersprechende Uebel-

dem wird im Pestalozzidorf nach Kräften nachgeholfen! — Die Festgäste wurden in den einzelnen Häusern zum einfachen Mittagmahl geladen und wohnten noch dem Rundgang zur Taufe von fünf Häusern bei. Zum eindrücklichsten gehörte hernach die Besichtigung der im Festsaal hervorgezauberten Arbeitsausstellung. Die vielseitige Erziehungs-

thode bietet, vornehmlich unter Frau Klugs sowie der Hauslehrer Anleitung, praktischen Unterricht durch Werkgestaltung. Heimatische und allgemeine Lebensart wird veranschaulicht durch statistische und kolorierte Bildarrangements, von den Zöglingen gefertigt; auch Herkunft und Gebrauch von Wasser und Elektrizität wird dabei vorgezeigt; Landschaftsreliefs und Materialverwendung führen zu «Strassen- und Häuserbau». Ausserdem haben die Schüler vollständig ausgestattete Modelle geschaffen: alte und neue Siedlungen, Formen, Holzgewinnung, Erntewesen, Weinbau mit Kelterung und Schenken, Segelfrachter am Meeresstrand; eine kunstgewerbliche Schau von hohem Reiz und Wert. Dazu kommen die Produkte auch kleinster Schüler in Keramik, Modellieren, Holzschneiderei, Weben, zum Verkauf gewährt für bescheidene Taschengeldzwecke.

— Vom geistigen regen Schuttrieb zeugen die Unterrichtstische — in der eigenen Nationalsprache geschieht diese Arbeit sowohl in Primar- als Sekundarlehre. Eine Kinderdorfzeitung (vier Nummern pro Jahr, für Fr. 2.50 zu abonnieren), bringt selbständige Beiträge über Erlebnisse und Ferien, in acht auf deutsch übersetzte Sprachen. Dort werden im Inseratenteil ausser Blüchlein, Strüchlein, Pflanzen auch Kinderinstrumente gewünscht zur Erweiterung des Orchesters: Ernst Klug hat ein «Spielheft» herausgegeben mit Volkswesen für Flöte, Geige, Gesang usw., zum Preis von Fr. 3.70. So wird allenthalben gemeinsame Arbeit geleistet und gegenseitig internationales Verständnis in Freundschaft gefördert.

Die Betreuung der Zöglinge nach ihrem Austritt führt man weiter unter dem so tüchtigen und rührigen Dorfleiter Bill; zwanzig Entlassene befinden sich schon in Lehren, auf Gymnasien; andere werden in Trogener Werkstätten zu Lehren vorbereitet, sodass die Rückführung in die Heimat gut gewährleistet ist für weiteres selbständiges Fortkommen. Internationale Verbindung geschieht z. B. auch, indem die Mädchen sozialen Hauswirtschaftsunterricht erhalten; sie sollen zum Teil im Wiederaufbau Griechisch-Tessalonien Beschäftigung finden bei neuer Heimstätten- und Siedlungsgestaltung; andere erhaltene Möglichkeiten sind gegeben. Pestalozzi Gestirbt und weht im Trogener Kinderdorf und wirkt sich gegenseitig aus weit herum, wo in andern Ländern ähnliche Werke geschaffen wurden. H. Lr.

Immer wieder wird — in Caféhaus-Gesprächen und in Zeitungs-Artikeln — der «amülosen Schweizerin» der bestreickende «Charme» der Ausländerin entgegengehalten.

Dabei ist des einen Wunschtraum die überaus reizvolle Wiener Filmschauspielerin Paula Wessely, eines andern heimlich Angebetete die schöne, rothaarige Rita Hayworth, ein Dritter schwärmt für Aida Valli oder für die grossäugige Elisabeth Taylor.

Nun, Träume, auch unerfüllbare Wunschträume, sind jedermann durchaus erlaubt! Nur sollten die Träumer bedenken, dass es durchaus nicht sicher ist, dass sie bei dem Gegenstand ihrer Anbetung auch auf Gegenliebe stossen würden.

Denn — es ist doch wohl so, dass die so begehrten, amülosigen Filmschauspielerinnen ihr betörendes Lächeln, ihre Schönheit und ihren verführerischen Augenaufschlag nur auf der Leinwand allein zu schenken bereit, oder sogar vertraglich zu schenken verpflichtet sind. Im Privatleben sind sie wohl alle bereits in festen und festhaltenden Händen und beglickten mit ihrem echten «Charme» nur den einen und einzig Geliebten. — Und meistens ist es denn auch ein Partner aus ihrer eigenen Nation. — Die Ausländer blicken lange nicht so sehnsüchtig über die Grenzpfähle ihrer Länder, nach einer charmannten und amülosigen Partnerin aus, sie suchen und finden sie in den meisten Fällen «bei sich z'haus».

Wirklich hübsche, liebenswerte und wertvolle Mädchen gibt es, in allen Gauen des Schweizerlandes sehr viele. — Oft genug werden sie von Ausländern geheiratet, die für den typischen Charme eines natürlichen Schweizerkindes recht viel Verständnis haben, derweil sie von den «Eigenen» gar nicht beachtet wurden. Wenn unsere Mädchen nicht die schmeigsame, süsse Art der Oesterreicherin oder den natürlichen «Charme» der Französin besitzen, so liegt des wohl an der viel herberen Art des Schweizervolkes im allgemeinen. —

thode bietet, vornehmlich unter Frau Klugs sowie der Hauslehrer Anleitung, praktischen Unterricht durch Werkgestaltung. Heimatische und allgemeine Lebensart wird veranschaulicht durch statistische und kolorierte Bildarrangements, von den Zöglingen gefertigt; auch Herkunft und Gebrauch von Wasser und Elektrizität wird dabei vorgezeigt; Landschaftsreliefs und Materialverwendung führen zu «Strassen- und Häuserbau». Ausserdem haben die Schüler vollständig ausgestattete Modelle geschaffen: alte und neue Siedlungen, Formen, Holzgewinnung, Erntewesen, Weinbau mit Kelterung und Schenken, Segelfrachter am Meeresstrand; eine kunstgewerbliche Schau von hohem Reiz und Wert. Dazu kommen die Produkte auch kleinster Schüler in Keramik, Modellieren, Holzschneiderei, Weben, zum Verkauf gewährt für bescheidene Taschengeldzwecke.

— Vom geistigen regen Schuttrieb zeugen die Unterrichtstische — in der eigenen Nationalsprache geschieht diese Arbeit sowohl in Primar- als Sekundarlehre. Eine Kinderdorfzeitung (vier Nummern pro Jahr, für Fr. 2.50 zu abonnieren), bringt selbständige Beiträge über Erlebnisse und Ferien, in acht auf deutsch übersetzte Sprachen. Dort werden im Inseratenteil ausser Blüchlein, Strüchlein, Pflanzen auch Kinderinstrumente gewünscht zur Erweiterung des Orchesters: Ernst Klug hat ein «Spielheft» herausgegeben mit Volkswesen für Flöte, Geige, Gesang usw., zum Preis von Fr. 3.70. So wird allenthalben gemeinsame Arbeit geleistet und gegenseitig internationales Verständnis in Freundschaft gefördert.

Die Betreuung der Zöglinge nach ihrem Austritt führt man weiter unter dem so tüchtigen und rührigen Dorfleiter Bill; zwanzig Entlassene befinden sich schon in Lehren, auf Gymnasien; andere werden in Trogener Werkstätten zu Lehren vorbereitet, sodass die Rückführung in die Heimat gut gewährleistet ist für weiteres selbständiges Fortkommen. Internationale Verbindung geschieht z. B. auch, indem die Mädchen sozialen Hauswirtschaftsunterricht erhalten; sie sollen zum Teil im Wiederaufbau Griechisch-Tessalonien Beschäftigung finden bei neuer Heimstätten- und Siedlungsgestaltung; andere erhaltene Möglichkeiten sind gegeben. Pestalozzi Gestirbt und weht im Trogener Kinderdorf und wirkt sich gegenseitig aus weit herum, wo in andern Ländern ähnliche Werke geschaffen wurden. H. Lr.

Der «Charme» der fremden Frau!

Die jungen Mädchen und Frauen der Gegenwart sind nicht mehr von der hingebungsvollen, anhängend-küchlichen Art der längst vergangenen, romantischen Epoche, weil sie in eine harte Gegenwart hineingewachsen und in ihr grossgeworden sind. — Und da die Frau, in der Ehe von heute auch grössere Verpflichtungen und Risiken auf sich zu nehmen hat, wie in früherer Zeit, so stellt sie sich anders ein. — Die jungen Mädchen sind muntere Egoisten geworden und ein wenig illusionlos. «Besser ein guter Beruf als eine schlechte Ehe», sagen sie und haben gar nicht so unrecht. — Auch in ihnen lebt wohl in einem verborgenen Herzenswinkel die heimliche Sehnsucht nach ehelicher Zweisamkeit mit einem geliebten Partner. — Aber sie wollen dieser Sehnsucht nicht viel Raum geben — und nehmen ihr Leben vorerst einmal ganz fest in ihre eigenen Hände. Kommt der «Rechte» dann doch noch — früher oder später — umso besser!

Es gibt, besonders in den ländlichen und in den Berggegenden der Schweiz Tausende und aber Tausende von glücklichen Ehen unter einheimischen Partnern. Weder «Sie» noch «Er» brauchen da fremdes Wesen nachzuahmen, um einander zu gefallen. — Der «Charme» dieser Menschen liegt in ihrer Natürlichkeit. Sie sind zufrieden mit dem, was ihnen das Schicksal an materiellen Gütern zuteilt hat. Und sie wissen, was mit gutem Willen alles erreicht werden kann. «Sie» kennt ihre Aufgabe als Hüterin des Heimes, so gut, wie «er» die seine, als Ernährer und Hausvater, kennt. Und diese schlichten Paare verstehen sich schon deshalb so gut, weil sie derselben Weensart, demselben Vaterland, demselben Volk entstammen.

Der einschmeichelnde, betörende «Charme», der oft sehr zu Unrecht bewunderten «Fremden» hält den Realitäten des heutigen, harten Lebens gegenüber wohl nur selten stand. — Treue und Zuverlässigkeit aber — auch im herben Gewand — sie bleiben!

Marianne Imhof-Zumbühl



Sonne von ihm sieht, so viel erleuchtet sie. Von welchem Leuchtenden wir so viel erblicken, als es von uns sieht. Und seine Nacht empfängt so viel Glanz, als ihm unsere Gewässer leihen, indem sie ihm das Abbild der Sonne zurückwerfen, die in allen jenen (Gewässern), so Sonne und Mond sehen, sich spiegelt.

Als Künstler ruhte Leonardo nicht, ehe er den menschlichen Körper in Bau und Bewegung vollendet darzustellen vermochte. Der Forscher ergänzte sein Bemühen durch geheimer betriebene anatomische Studien, trotzdem er sich dabei der Gefahr schwerer Bestrafung aussetzte. Er plante ein Lehrbuch der Anthropologie, für das prachtvolle Zeichnungen entstanden. Hartnäckig spürte er den Geheimnissen des Körpers nach, um über die Tätigkeit und den Zweck der verschiedenen Organe, über den Blutkreislauf und über die Sinnesorgane ins Klare zu kommen. Dies führte ihn zu Eintragungen wie: «Der Zeitpunkt des Verschliessens des Herzens und des Stosses der Herzspitze gegen die Rippen und des Schlagens des Pulses und des Eintrittes des Blutes in den Vorhof des Herzens ist ein und derselbe. — «Wenn die Adern altern, zerstören sie die Gesundheit in ihren Verzweigungen und werden umso verborgener oder vielmehr: stärker geschlängelt und von um so dickerer Rinde, als das Alter an Jahren reichlicher wird.» — «Hast du bemerkt, mit welchem Fleisse die Natur die Nerven, Arterien und Venen an den Fingern seitlich und nicht in der Mitte angebracht hat, damit sie bei den Beschäftigungen der Finger nicht irgendwie dazu kämen, sich zu durchbohren oder zu durchschneiden.» Eine der schönsten Formulierungen dient dem Vorgang beim Sehen: «Alle die Sachen, welche das Auge jenseits des kleinen Spaltles sieht, werden von diesem Auge

kopfüber gesehen und als aufrecht erkannt.»

Einmal geht der Unmut über rohe Menschen mit dem sonst so beherrschten Manne durch und lässt ihn ausrufen: «Es scheint mir nicht, dass grobe Menschen von schlechten Sitten und geringem Urteil ein so schönes Instrument, noch solche Vielfältigkeit der inneren Einrichtung verdienen wie die nachdenklichen Menschen von grossen Kenntnissen, sondern bloss einem Sack, der die Nahrung aufnimmt und aus dem sie wieder hinausgeht; denn in Wahrheit, für andere als für einen Durchgang von Speise können sie nicht erachtet werden, weil sie durch nichts, scheint mir, an der menschlichen Spezies Anteil haben als etwa durch die Stimme und die Gestalt, und alles andere wird viel weniger als Vieh.» Solche Ausbrüche bleiben vereinzelt. Eher finden sich Bekennnisse vor den Wandern der Schöpfung. — «erfunden vom höchsten Werkmeister», — welche die Wurzeln seiner Frömmigkeit aufdecken. So schliesst ein Abschnitt über das Auge mit den Worten: «O grossmächtige Erscheinung, welcher Geist vermöchte solche Natur zu durchdringen? Welche Sprache wäre es, die dergleichen Wunder zu erklären instände? Sicher keine. Dies führt die menschliche Ueberlegung zur Betrachtung des Göttlichen.»

Unter den Tausenden von Blättern aus Leonardos Hinterlassenschaft finden sich selbstredend auch solche von geringerer Wichtigkeit, beschrieben mit Rätseln und Scherzfragen oder mit Rezepten, zum Beispiel wie vergiftete Früchte zu ziehen seien oder wie man Perlen auflösen und neu formen könne. Aus Naturvorgängen entstehen Fabeln, wie die Fabel von der Mauer und der Nuss oder vom Schnee, «für jene gesagt, die sich demütigen; sie werden erhöht.» Auch kleine Schwän-

ke sind vorhanden, und man nimmt fast aufmerk-

wahr, dass der Humor Leonardo nicht fremd war. Jakob Burckhardt war von der Grösse dieses Menschen so überwältigt, dass er in der Kultur der Renaissance schrieb: «Die ungeheuren Umrisse von Leonardos Wesen wird man ewig nur von ferne ahnen können.» Sollten deswegen besser alle Deutungsversuche unterbleiben, weil sie nur Umwälzung verurteilt sind? Nein, denn wer sich nur ein kleines Teilchen von Leonardos Geist zu eigen machen kann, darf sich schon reich vorkommen, und bleibt es oft genug bei einem unsicheren Tappen durch seine Gedankengänge, so findet doch jedes Dichtich ein Ende in grossen, hellen Lichtungen, die zum Rasten einladen und alle Mühe vergessen lassen. Die Kunstwerke sind solche Ruhepunkte, die Sinnsprüche ein weiterer.

Bei der Beschäftigung mit Leonardo ertrapt man sich immer wieder dabei, dass man vollständig vergisst, es mit einem längst Verstorbenen zu tun zu haben. Da gibt es keinen Staub der Jahrhunderte wegzublasen. An dieser unvergänglichen Frieche haben die Denksprüche stärksten Anteil. Ihr Gegenstand, die menschliche Veranlagung und Gesinnung und die daraus folgenden Erkenntnisse bleiben sich immer gleich.

Schwarz trifft Leonardo Untugenden und Schwächen an: «Es ist von solcher Versticktheit die Lüge, dass, wenn sie von Gott selber grosse Dinge sagte, sie seiner Göttlichkeit die Gnade raubte, und es ist von solcher Firtrefflichkeit die Wahrheit, dass, wenn sie ganz geringe Dinge lobt, dieselben edel werden.» — «Kaum ist die Tugend geboren, so bringt sie wider sich den Neid zur Welt; eber ist ein Körper ohne Schatten als die Tugend ohne Neid.» — «Wer in einem Tag reich werden will,

ist in einem Jahr gehängt.» — «Es ist dasselbe, wenn man Gutes von einem Schlechten sagt, wie wenn man einen Guten verleumdet.» — «Die Furcht entsteht schneller als alles andere.» — Dies ist durch Erfahrung erprobt, dass der, welcher niemals traut, betrogen sein wird. — «Wer wenig denkt, irrt viel.» — «Es gibt eine Sache, die man je mehr man ihr bedarf, um so weniger schätzt: es ist der gute Rat.»

Schon sind die aufbauenden Gedanken, wohl wert, sich dem Gedächtnis unverlierbar einzuprägen: «Ein wohl angewendetes Leben ist lang.» — «Leichter widersteht man sich dem Anfang als dem Ende.» — Man kann keine grössere noch kleinere Herrschaft besitzen als die über sich selbst.» — Verlangt Rat von dem, der sich gut zu beherrschen weiss. — «Tadel den Freund im Geheimen und lobe ihn öffentlich.» — «Weisheit ist ein Kind der Erfahrung.» — «Frei gehorcht man besser.» — «Die Liebe siegt über alles.» — «Der Ruhm erhebt sich zum Himmel, weil die tugendhaften Dinge Gott freund sind.» — «Alle Güter verkauft du, o Herr, uns um den Preis von Mühe.» Wie wahr ist dieser Spruch gerade aus dem Munde Leonardos, der es nicht ertragen hätte, «zu nützen müde» zu werden. Selten schweren Lebenskampf zum Trotz kam der grosse Weise zur unbedingten Bejahung des Daseins und bekannte dies mit den wenigen Worten, deren ganze Tragweite man nur nach und nach erfasst: «Wer das Leben nicht schätzt, verdient es nicht!»

Blanca Röthlisberger

Alle Zitate sind entnommen aus: Leonardo, Bilder und Gedanken, Kleine Delphin-Kunstbücher, J. B. Neumann, München 1920 — Leonardo da Vinci, der Denker, Forscher und Poet, von Marie Herzfeld, Diederichs, Jena, 1922.

Wie erzielt man schönen Spinat?

Spinat wird in der menschlichen Ernährung wegen seiner blutbildenden Eigenschaften sehr geschätzt. Spinat enthält viel Eisen, das bekanntlich das Bestandteil des Blutfarbstoffes eines der bedeutendsten Bioelemente darstellt. Als Winterspinatsorten sind empfehlenswert: Viroflay, Eskimo, Nobel und im Frühjahr die Sorten Wikinger und Juliana! Man sät nicht zu dicht, pro Laufmeter höchstens $\frac{1}{2}$ bis 1 g Samen, bei einem Reihenabstand von 20 bis 25 cm. Zu dicke Saat beschleunigt das Aufschossen im Vorsummer. Um den Spinat rasch über das heikle Jugendstadium hinwegzuführen, verabreiche man vor der Saat eine gute Voldüngung z. B. 30 g/m² (eine Handvoll) des bewährten Voldüngers Lanza. Man streue den Dünger breitwürfig vor der Saat und vermenge ihn beim Herrichten der Beete gut mit der Erde durch Einkräuteln. Sofort nach Aufgang der Saat ist noch eine Kopfdüngung mit 20 g Ammonsalpeter pro m² zu empfehlen. Man streue den Dünger breitwürfig über ca. 3 bis 4 cm hohe Pflänzchen oder zwischen die Reihen und hacke ihn sofort ein. So gedüngter Spinat weist einen höheren biologischen Wert auf als einseitig oder nur mit Kompost gedüngter Spinat! Gülle darf zu Spinat nicht verwendet werden.

Kleine Rundschau

Kollektivreisen von Arbeitern:

Die Unesco subventioniert Kollektivreisen von Arbeitern die unter den Auspizien der internationalen Bünde organisiert werden. So sind z. B. für diesen Sommer Studienreisen in der Schweiz vorgesehen (Fabrikbesuche, Besichtigung sozialer Einrichtungen) und zwar für Arbeiter aus England, Holland, Deutschland und Italien. Andererseits wurden an die folgenden Institutionen Subventionen für Kollektivreisen schweizerischer Arbeiter ausgerichtet: Arbeiterbildungszentrale (Bern), Zentralstelle des Personals der schweizerischen Gewerkschaftsdruckereien (Basel), Christlicher Holz- und Bauarbeiterverband (Zürich). Diese Subventionen werden die Reisekosten der Mitgliedergruppen decken, die obige Organisationen während des kommenden Sommers nach Dänemark, Schweden, Frankreich, Grossbritannien und Holland entsenden werden.

10 kg Kartoffeln!

Wenn jeder Schweizer im Jahr 10 kg mehr Kartoffeln isst, können zusätzlich 4500 Bahnwagen aus dem Überfluss dieser köstlichen Erdfrucht der menschlichen Ernährung zugeführt werden. Das ist, auf eine knappe Formel gebracht, das nächste Ziel einer rationellen Überschussverwertung. Dieses Ziel sollte unerschwer erreichbar sein, wenn sich jede Hausfrau, jeder Koch, jeder Wirt und Hotelier vor Augen hält, dass unsere Kartoffeln immer noch zu den billigsten, bekömmlichsten, gesündesten und vielseitigsten Nahrungsmitteln gehören.

Warum wir in guten Jahren einen Überschuss haben? Weil wir eine Kartoffel-Anbaufläche von 60 000 Hektaren brauchen, deren Ertrag in Zeiten der Not als Grundstock unserer Volksernährung dienen muss.



Amor und Psyche, von Apuleius-Neumann. Ein Beitrag zur seelischen Entwicklung des Weiblichen. Seit Kurzer Zeit erst wird der Seele der Frau die selbe Wichtigkeit beigemessen wie der Seele des Mannes. Zu Beginn der modernen Seelenkunde, vor ungefähr 50 Jahren, wurde angenommen, die psychische Struktur der Frau sei gleich der psychischen Struktur des Mannes, sie sei nur — der allgemeinen Unterschätzung des Weiblichen entsprechend — eine minderwertigere, zweitrangige. Die mittelalterliche Frage, ob die Gefährtin des Mannes überhaupt eine Seele besitze, war noch nicht überwunden. Seither hat sich vieles gewendet. Heute ist's, fast möchte man sagen, Mode geworden, die

Bitte an unsere Leserinnen!

Wir wissen, dass wir für das Schweizer Frauenblatt auf einen grossen und anhänglichen Leser- und Abonnentenkreis zählen dürfen. Aber Tod materiell notwendige Einschränkungen, gelegentliche Meinungsverschiedenheiten dem Inhalt gegenüber, bedingen immer wieder Abgang an Abonnentinnen. Da das Frauenblatt aber seit seinen Geburtsjahren fortwährend einen harten Daseinskampf zu führen hat, sind wir stets sehr dankbar für die Angabe neuer Adressen von Frauen, die sich für die Arbeit der Schweiz. Frauenbewegung im weitesten Sinn, und allgemein kulturelle Frauenfragen interessieren. Für die Angabe dieser Adressen sind wir dankbar. Wollen Sie den untenstehenden Coupon ausfüllen und der Administration des Schweizer Frauenblatt (Winterthur, Postfach 210) zustellen?

Redaktion und Administration
Schweizer Frauenblatt

(Bitte Ausschneiden.)

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____

Verschiedenheit der weiblichen Psyche von der männlichen, und ihre Wichtigkeit und Bedeutung, hervorzuheben. Die Befähigung unserer Psychologen und Mythologen, sich dem vernachlässigten Forschungs- und Arbeitsfeld zuzuwenden, ist für uns Frauen Gewinn, auch wenn nicht jede Publikation über die Frauenseele unserer eigenen Ansicht darüber entspricht. Sehr beglückt uns jedoch die neue Arbeit von Erich Neumann, dem verdienstvollen Psychologen jüngerer Richtung, die eine vorzügliche Übersetzung des aus dem Roman «Der Goldene Esel», von Apuleius, weltberühmten Märchens: Amor und Psyche bringt, daran anschliessend ein Kommentar, das die mythologischen und psychologischen Hintergründe des Märchens aufhellt und zum Besten gehört, was zur Klärung des weiblichen Problems geschrieben wurde. Mit ebenso viel Geist und Wissen wie Einfühlung und Liebe, entwirft der Verfasser das Schema des Entwicklungsganges, den die Frau — wohl von jeher, aber heute besonders dringlich — zu gehen hat, will sie sich aus dem bloss Weibchenhaften lösen, ohne der Ver männlichung zu verfallen und dadurch mehr zu verlieren, als sie gewann. Erstaunlich, dass Apuleius (neuplatonischer Philosoph, 126 nach Chr. in Karthago lebend, suchte das verfallende Heidentum zu reinigen und sprach für die Wiederaufnahme der antiken Mysterien) schon damals vom Befreiungsweg der Frau wusste, und dass er anders gerichtet sei als derjenige des Mannes. Doch ist zu bedenken, dass mit dem aufkommenden Christentum der Psyche des Menschen ein Wert zukam, den sie bis dahin nicht besessen, und der Frau damit eine neue Wichtigkeit, die sie über das nur Geschlechtliche hinaus hob. Auch die Seele des Mannes wurde und wird als weiblich empfunden, und so handelt es sich in Apuleius' Märchen von Amor und Psyche um die sich durchsetzende und ins Licht gelangende Menschenseele. Gerade in unserer Zeit, die so sehr der Seele entbehrt, wird der Ruf nach ihr besonders deutlich vernehmbar. Kein Zufall, wenn Erich Neumann sich des alten Märchens erinnert und es zum Anlass nimmt seiner ins Tiefe greifenden Ausführungen über das Weibliche; die Beziehung der Geschlechter und das Seelenheil schlechthin.

A. V.

Deutung einer grossen Liebe, von Margarete Susman. Artemis Verlag, Zürich.

Diese Deutung der Liebe Goethes zu Charlotte von Stein ist das Werk einer bedeutenden Dichterin und Philosophin. Eine wunderschöne dichterische Schau, die mitreißt, beglückt und überzeugt. Denn hier handelt es sich nicht um Erdichtetes: ein wacher, kritischer Verstand hat in gewissenhafter wissenschaftlicher Arbeit Jahrhundert alte Briefwechsel von Zeitgenossen, hat Tagebücher, Gespräche, Schriften durchforscht, das Gefundene gesammelt, gesondert, ausgelegt — und das tote Material arbeitete in der Dichterseelen, es bekam Blut und Leben. Blut und Leben bekamen Goethe und Charlotte. Ja, man darf sagen: diese «Deutung» Margarete Susmans hat uns Goethe, den Menschen und den Dichter neu geschenkt. Und das war bitter nötig. Denn ist der Dichter des Faust für die Gegenwart mehr als ein übernommener, nachgegebener Begriff?

A. R.

Hauseinschriften im Schweizerland. Beitrag zur Pflege eines alten Volksgutes. Von Gilgian Maurer, Spiez.

Eine ungläublich fleissige Hand hat hier Sprüche von alten Häusern, Brücken und Grabtäfeln zusammengetragen, um den Freund der Heimat auf träge und besinnliche Gedanken früherer Generationen aufmerksam zu machen. Das Berner Oberland mit seinen alten Holzbauten erwies sich dabei als besonders ergiebig, und das schöne Mühlhaus in Lauenen bei Gstaad oder das «Bowe-Haus» von Lenk erfreuen denn auch hier wieder durch ihre Kunst eines ländlichen Baumeisters, der Holz als etwas Lebendiges zu gestalten wusste. Eine Unzahl gesammelter Inschriften, zum Teil vom Verfasser selbst gedichtet, regt auch moderne Bauherren dazu an, ihr Haus mit einem Sinnpruch zu versehen. Und hier sei uns ein Wort der Kritik gestattet: Der Autor hat im löblichen Bestreben, vor lauter Liebe zum Alten, hie und da übers Ziel hinausgeschossen. Nicht nur, dass er unter dem einen Titel viel zu viel vereinen wollte und dem Buch dabei eine Unübersichtlichkeit zufügte, die der Leser sehr bedauert, er hat auch Dinge abgebildet, welche absolut nicht dazu gehören: Römische Grabtäfeln, welche mit Simmentaler Hausprüchsen faktisch nur die Buchstaben gemeinsam haben, moderne Inschriften aus Spitälern und Kirchen, die Inschrift «Mechanische Werkstätte» (!), metallene Gedenktafeln, gewöhnliche Hausbenennungen früherer Zeiten, und zuletzt noch allerlei Technisches. «Was der Bauherr wissen muss» — von den mit Edelweissen bestellten Stabellen unserer Tage, die ärgsten Kitsch und eine Verknüpfung sinngemässer Volkskunst bedeuten, lieber zu schweigen.

Man versteht den Verfasser gut; er hat viel gewusst, sich für alles interessiert, und dabei ging ihm die grosse Linie verloren, die Ausdeutung des Gesuchten. Als Trost für uns wollen wir mit dem schönen Spruch aus Klostern (1624) schliessen:

Das Bätten und die Gegenwehr
Schützt Gottes und der Freiheit Ehr.
Halt stand dem Find, flücht vor der Sünd,
Beharr den Krieg bis an den Sieg.

uhu.

Feuer, von George R. Stewart. Büchergilde Gutenberg, Zürich.

Feuer, Feuer, Feuer — «wehe, wenn sie losgelassen», heisst es in Schillers Glocke, und wir denken an den Brand einer Scheune, sogar an einen Grossbrand in der Stadt. Aber unsere wildeste Phantasie kann sich keinen Begriff machen von einem Waldbrand in den unendlichen Wäldern Kaliforniens. Der Verfasser, Professor an einer Universität Kaliforniens, hält den Leser mit seinen naturwahren, dramatischen Schilderungen in atemloser Spannung. Der Anfang, das erste Knistern und Räucheln, der erste Alarm der auf hohen Türmen Tag und Nacht beobachtenden Feuerwachen, der Aufbruch der Abwehrmannschaften, der Hüllernef um Vermehrung

derselben, die Organisation des Camps, von dem aus alles organisiert und dirigiert wird — man liest und liest und bangt und zittert um die vielen Menschen, die da in äusserstem Einsatz der «furchtbaren Himmelsmacht» wehren, die trotz aller Anstrengungen Hektar um Hektar, bis zu Tausenden, schönsten Waldes verzehrt. Wissenschaft, menschliche Erfahrung, restlose Aufopferung, Technik — alles steht im Kampf, in welchen aber auch noch die Schicksale einiger Menschen eingefügt sind. Es gibt wohl selten ein Buch, das nur durch die Schilderung entfesselter Naturgewalten eine so atemraubende Spannung erzeugt, der man sich aber besser nicht durch Bettelkühe am späten Abend aussetzt, denn die Vorstellung dieser glühenden, sengenden, rasenden Naturkraft hat etwas Dämonisches.

Gesammelte Gedichte von Gottfried Keller. Büchergilde Gutenberg, Zürich.

Der 400 Seiten umfassende Band enthält zwei Bände Gedichte anderer Ausgaben. Er ist in 11 Teile gegliedert und es liegt ihm die kritische Gesamtausgabe von Prof. Jonas Fränkel und Dr. Carl Hecht zu Grunde. Wer Gottfried Keller nicht auch in seiner Lyrik kennt, kennt ihn nur halb, denn ihm verdankt die Schweizer Literatur wahre Perlen nach Form und Inhalt.

Schweizerisches Jugendschriftenwerk

In den letzten Tagen sind drei SJW-Nachdrucke herausgegeben worden. Die reich illustrierten, spannend geschriebenen SJW-Hefte, die sich bei der Jugend grösster Beliebtheit erfreuen, können bei Schulvertriebsstellen, an Kiosken, in Buchhandlun-

gen oder bei der Geschäftsstelle des Schweiz. Jugendschriftenwerkes (Zürich, Postfach 22) zum äusserst billigen Preis von 50 Rappen bezogen werden.

«Die Pfahlbauer am Moossee», von Hans Zulliger, 5. Auflage. Reihe: Geschichte, Alter: Von 10 Jahren an, Mittelstufe. — Eine Schar Pfahlbauer besiedelt die Ufer des Moossees, macht allerlei Erfindungen und wird zuletz von einem Nachbarvolk, das bessere Werkzeuge besitzt, vertrieben. «Der Urwald doktor Albert Schweitzer», von F. Wartenweiler, 4. Auflage. Reihe: Biographie, Alter: Von 14 Jahren an, Oberstufe. — Eine kurzgefasste Entwicklung des grossen Theologen, Philosophen, Mediziners, Künstlers und Menschenfreundes Albert Schweitzer. Im zweiten Teil bekommen wir fesselnde Einblicke in das ungewöhnliche Liebeswerk, das der Arzt an den Eingeborenen auf der von ihm geschaffenen Station Lambarene in Westafrika vollbringt.

«Mit 1200 PS durch den Gotthard», von W. Angst, 2. Auflage. Reihe: Technik und Verkehr, Alter: Von 12 Jahren an, Oberstufe. — Dieses Heft schildert die Reise eines jungen Eisenbahnfreundes, der als Belohnung für eine Schadenmeldung die längst erträumte Fahrt durch den Gotthard ausführen darf.

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Fr. Dr. E. Nägeli, Trolstrasse 28, Winterthur

das beliebte
Speiseöl und Kochfett

Auch für Ostern haben wir etwas Besonderes für Sie!
Krämer
Blumen
Zürich, Bahnhofstr. 38, Tel. (051) 23 46 86

Freude im Garten!
Wer hohe Erträge an Gemüse, Obst und Beeren erzielen will, verwende
AMMONSAL PETER LONZA
VOLLDÜNGER LONZA
LONZA AG, BASEL

In unseren Schaufenstern und im Ladengeschäft finden Sie
stets das Neueste für Ihr Heim:

Garten- und Verandamöbel,
Keramik,
Handgewobene Leinen für Vorhänge und Kissen,
Handbestickte Decken, Kissen und Tiewärmer,
Hübsche Körbe aus feinem und grobem Geflecht.

Wir freuen uns jederzeit auf Ihren Besuch zu einer freien Besichtigung.

Schweizer Kunstgewerbe und Heimarbeit

Zürich 1
St. Peterstrasse 11
Bahnhofstrasse 31
Orell-Föllhof
Telephon 051/23 30 89

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei
Charchuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Feine Delikatessen
Güggeli / Ravioli / Pastetli / Sulzen

Traiteur Seiler
Uranstrasse 7, Zürich 1, Telephon 27 49 77

SCHAFFHAUSER WOLLE
REINE KAMMWOLLE

Das Schwesternhaus vom Roten Kreuz
Zürich-Fluntern
bildet junge Schwestern aus.

Welches sind die Aufnahmebedingungen?
Der ernste Wille, sich in den Dienst der Kranken zu stellen, eine lebendige religiöse Gesinnung, in der Regel das vollendete 20. Altersjahr und eine gute Gesundheit.

Wann beginnen die Unterrichtskurse?
Zweimal im Jahre: während der ersten März- und der ersten Septemberhälfte.

Wie lange dauert die Ausbildung?
3 Jahre. Das Diplom des Schwesternhauses ist vom Schweizerischen Roten Kreuz anerkannt.

Welches sind die Arbeitsmöglichkeiten für die diplomierten Schwestern?
Entweder ein Arbeitsfeld nach freier Wahl oder auf den Stationen des Schwesternhauses.

Welches sind die Stationen des Schwesternhauses?

Die Chirurgische Klinik des Kantonsospitals Zürich, die chirurgischen und medizinischen Abteilungen des Kantonsospitals Winterthur, der Kantonsospital Glarus, die Zürcher Heilstätte Clavadel und eine Reihe von Gemeindepflegen zu Stadt und Land.

Auf welchen Gebieten der Krankenpflege können sich die Schwestern betätigen?
Auf den Krankenabteilungen der Spitäler, in der Gemeindepflege, in der Privatpflege, als Praxis-, Industrie- und Fabrikarbeiterin, in der inneren und in der Heiden-Mission.

In welchen Spezialgebieten können sie sich später zusätzlich ausbilden lassen?
In Operationsaal, Röntgen.

Beginn der nächsten Kurse:
in der ersten Hälfte September 1952 und in der ersten Hälfte März 1953.

Nähere Auskunft und Prospekte sind durch die Oberin des Schwesternhauses vom Roten Kreuz, Gloriastrasse 14/18, Zürich 6, erhältlich.

Institut MINERVA
Zürich

Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfenkurs

Der heimelige
Teeraum
Marktstrasse 16
Gipselstube
W. DEITSCHI, SOHN
ZÜRICH